

Crawler City – die ganze Geschichte

erzählt von unwichtigen Nebencharakteren

Inhaltsverzeichnis

Der Anfang vom Ende.....	2
Und so nimmt es seinen Lauf	3
Heimaturlaub.....	8
Der erste Hazard	12
Die beste Putzfrau die Welt	16
Eine Zugfahrt, die ist lustig.....	21
Spuren der Endzeit	32
Guter Alkohol	33
Die Helden von Crawler City	37
Das alte Kino	38
Eine Heimat für Karlo.....	44
Charakter-Geschichten und andere Lügen.....	56
Meine Karriere als Touristenführer in Berlin und wie HPZ-49 sie verhinderte (NEU).....	57

Kapitel, die seit der Ausgabe der letzten Woche hinzugefügt wurden, sind mit (NEU) gekennzeichnet

Der Anfang vom Ende

Was vor der ersten Crawler City geschah

Und so nimmt es seinen Lauf

17.06.2008

Róngyù Shíyàn shì, Epidemiologisches Versuchslabor,

ca. 25 Kilometer vor Hongkong

Dr. Kaiwen Liú, Laborassistentin

Eigentlich verlief der Tag wie immer, ereignislos und langweilig. Natürlich war es für Kaiwen eine Ehre gewesen, als Laborassistentin unter Prof. Taiji Chén an der neuen Versuchsreihe zum HRV-14 arbeiten und forschen zu dürfen, aber langweilig war es mittlerweile dennoch geworden.

Seit mehreren Wochen war sie nicht mehr als eine bessere Laborantin, und ihrer Meinung nach vergeudete sie nur ihre Zeit, aber dass man nicht einfach jeden dahergelaufenen Laboranten in das Labor lassen konnte, leuchtete ihr ein.

Doch immer mehr beschlich die junge Frau das Gefühl, das mehr ihre Zugehörigkeit zur Partei sie in diesen Posten gebracht hatte als ihre Fähigkeiten in Bio- und Virologie.

Dementsprechend hatte Kaiwen sich stur dem größten Problem des ganzen Unterfangens zugewandt, jene Mauer an der Prof. Chén nicht vorbei kam. Hauptsache den Geist bewegen und arbeiten lassen, während sie wie ein einfacher Laborant Petrischalen überwachte und Versuche vorbereitete.

Kaiwen saß an einem Schreibtisch in Labor 11, welches voll von Brutkästen war, spärlich erleuchtet. Sie saß gerne hier, nur begleitet vom leisen Summen der Brutkästen, und studierte unbehelligt ihre Unterlagen.

Sicherlich waren eigene Notizen auf nicht zertifizierten Endgeräten verboten, aber sie konnte besser altmodisch mit Papier arbeiten, sie musste ihre Daten und Erkenntnisse mit der Hand schreiben und in ihrer Schrift lesen können, und sie nahm sie auch immer wieder mit nach Hause. Verbiss sie sich in einem Projekt, dachte sie rund um die Uhr daran; im Auto, in der Dusche, beim Essen. Einmal verbissen, ließ Kaiwen nicht locker, bis das Problem gelöst war.

Und Kaiwen hatte vor einem gewaltigen Problem gestanden: Prof. Chén arbeitete daran, HRV-14 geplant und kontrolliert freisetzen zu können. Sicherlich, ein Verstoß gegen den Bio-Waffen-Vertrag, aber wer wusste schon, woran Amerikaner oder Europäer arbeiteten?

Problematisch daran war nicht das Virus selbst, es erzielte unter Laborbedingungen hervorragende Ergebnisse, aber leider nur dort; im Praxistest schaffte das Virus nicht, einen Wirt

schneller zu befallen, als das Immunsystem eines normalen Individuums darauf reagierte; stets wurde der Virus, vereinfacht ausgedrückt, schneller besiegt, bevor er Schaden anrichten konnte.

Dieses Problem hatte Kaiwen lösen können, und nun bereitete sie sich darauf vor, nicht nur ihre Idee Prof. Chén zu präsentieren, sondern ebenso ihre erste erfolgreiche Versuchsreihe.

Natürlich war es gegen jede Vorschrift gewesen, auch einige Sicherheitsregeln hatte Kaiwen umgehen müssen, aber es war für das Wohl Chinas gegangen.

"Das wird er verstehen müssen, und meine Brillanz endlich erkennen.", dachte Kaiwen und raffte ihre Papiere zusammen. Langsam erhob sie sich, schüttelte leise Bedenken ab, und verließ das Labor, um Prof. Chén Bericht zu erstatten.

Die Idee war brillant gewesen, einfach, aber brillant. Das Immunsystem eines Individuums erkannte das HRV-14 zu schnell, und zerstörte es zu schnell, bevor es zu einer brandenden Infektion kommen konnte. Zu schnell, um es als Waffe nutzen zu können.

Dies hatte Dr. Liú ändern können, indem sie sich an Coronaviren orientierte. Diese Viren hatten die bemerkenswerte Eigenschaft, sich an nahezu allen Zellentypen in Lungenbläschen anzuheften, und sich dort auch rasant vermehren zu können. Dies konnte das Virus aufgrund seiner bemerkenswerten Eiweiß-Hülle, der Zellmembran, welche so einzigartig war.

Um also Ergebnisse zu erzielen, extrahierte Dr. Liú das Coronavirus aus seiner Membran, und setzte dort das HRV-14 ein. Klang simpel, war jedoch hochkompliziert und eine Meisterleistung, die Prof. Chén hätte würdigen müssen!

Einmal an eine Zelle geheftet, zerstörte das Immunsystem die Membran, und der Coronavirus wurde zerstört. Das war beim HRV-14 anders: Zerstörten die T-Zellen die Eiweißmembran, war das HRV-14 freigelegt und konnte sich unbehelligt in die befallene Zelle begeben, da das Immunsystem dachte, der Virus wäre besiegt.

Kaiwen war wahrlich eine Meisterleistung geglückt, zugegebenermaßen war ihre Methode Risikoreich gewesen, gerade weil sie ihre Tests unter nicht wirklich sicheren Bedingungen hatte ausführen müssen, aber hatten bisher nicht immer nur Ergebnisse gezählt?

So recht verstand sie Prof. Chéns Reaktion nicht, immer noch konnte sie das im Anschluss an das Gespräch Geschehene nicht nachvollziehen.

Risiko hin oder her, sie hatte das HPZ-49 geschaffen, SIE hatte es bewerkstelligt.

Das war sicherlich alles nur ein Missverständnis, dachte sie und bewegte leicht ihre Hände.

Diese Idioten hatten die Handfesseln viel zu eng gemacht, als sie Kaiwen an den Holzpfehl gebunden hatten.

Wollten sie ihr wirklich mit diesem Schauspiel Angst machen? Ein brillanter Geist wie den ihren konnte man doch nicht in einer Zelle, oder wo auch immer sie war, versauern lassen. Ohne SIE konnten sie das Virus in diesem Stadium kaum kontrollieren, und Kaiwen musste nach den Proben im vierten Stock sehen. Nicht, dass irgendein Hausmeister daran ging und eine Katastrophe auslöste.

Leicht strich der Wind durch ihre Haare, und ihre Augenbinde machte es unmöglich zu erkennen, wo sie hingebracht worden war.

Kaiwen schnaubte leicht, als sie mehrere Male ein metallisches Klicken vernahm, als würde ein mechanischer Mechanismus gespannt werden.

"Welch trauriges Schauspiel", war das letzte was Dr. Kaiwen Liú dachte, bevor sie standrechtlich erschossen wurde.

14.12.2008

Frankfurt/Oder

Bahntrasse Fahrtrichtung Westen

Jürgen Neuss

Dieser Tag war alles andere als normal.

Obwohl die Lok unter der Last der wenigen Waggonen nur zufrieden und leise surrte, und er dank Sonderfahrplan eine vierstündige "Grüne Welle" vor sich hatte, war Jürgen sehr unwohl zumute.

Während die nächtlichen Landschaften Ostdeutschlands still an ihm vorbei-zischten, ließ der Lokführer die letzten Tage Revue passieren.

Normalerweise fuhr er in Leverkusen für Bayer nur "um den Kirchturm", wie er und seine Kollegen es liebevoll nannten: Nie weite Strecken, immer pünktlich Feierabend im Bayerwerk, ein bisschen Kesselwagen schubsen, nie Aufregung wie früher im Personenverkehr für die Deutsche Bahn.

15 Jahre hatte er mit wenig Aufwand in den Bayerwerken eine ruhige Kugel geschoben, selten war etwas Unvorhergesehenes geschehen, von den alltäglichen Scherereien natürlich abgesehen.

Eigentlich hatte er sich über diese Sonderaufgabe gefreut: Er, als einziger Lokführer des Standort, welcher im Osten fahren durfte, weil er damals mal ein "Ossi-Signale"-Seminar hatte, wurde "auserkoren", die Sonderlieferung zu fahren.

Normalerweise kamen die Bayerlieferungen aus China über die Neue Seidenstraße direkt nach Duisburg, wo man sie die wenigen Kilometer nach Leverkusen nur noch etwas schubsen musste; viele Kesselwagen waren es sowieso nicht: Deutschland war nicht gerade für seine freundliche Schienen-Güter-Politik bekannt.

Diesmal sollten aber die Güter direkt an der Grenze zu Polen abgeholt werden, und zugestellt werden, warum auch immer.

Während vor Jürgen sich ein Halt zeigendes Signal ankündigte, und er völlig mechanisch die Geschwindigkeit reduzierte, dachte er weiter über seine Fracht nach.

Es war schon seltsam, im Regelfall kam die Bayer-Plörre halt in Kesselwagen, alles andere lief mittlerweile über LKWs; dementsprechend groß war seine Überraschung, als der russische Kollege ihm die vier Container-Tragwagen übergab.

Ebenso merkwürdig waren die Anweisungen der ganzen Eisenbahn-Ministerien und Bundesämter, von jedem Staat, durch welche die Container über die neue Seidenstraße gekommen waren; auch das deutsche Eisenbahn-Bundesamt hatte die Anweisung vergeben, das die Wagen nach Übergabe nicht zu Prüfen seien, sondern die Abfahrt direkt nach Ankupplung erfolgen könne.

Sowas hatte Jürgen noch nie gehört, und zeigte nur den Verfall von deutschen Qualitätsstandards, dachte Jürgen, während er mittlerweile vor dem Halt zeigenden Signal stand, mitten in der Pampa.

Natürlich hatte er die Wagen trotzdem geprüft, wie bescheuert muss man denn sein, sich Waggons an den Hintern zu pappen, ohne zu wissen, ob die überhaupt noch fahrtauglich sind?

Die Strecke war 11.000 Kilometer lang, und wer weiß, wie die Infrastruktur jenseits der deutschen Grenze aussah? Viele Wagen, die sie in Duisburg abholten, sahen oft aus, als kämen sie aus Kriegsgebieten.

An seinen Wagen jedoch hatte Jürgen wenig auszusetzen gehabt, so fabrikneu wie sie aussahen. Auch die aufgesetzten Container sahen hervorragend aus, sowohl Wagen als auch Container waren scheinbar noch nie benutzt gewesen.

Lediglich das Tropfen von Flüssigkeiten unter zwei der vier Wagen war ihm aufgefallen, es hatte in Polen sicherlich noch geschüttet wie aus Eimern.

Das alles andere an den Wagen staubtrocken gewesen war, war ihm nicht aufgefallen.

Nachdenklich entzündete Jürgen sich eine Zigarette, während er weiterhin im Nirgendwo vor dem Roten Signal stand.

Der Fahrdienstleiter am Grenzbahnhof war auch merkwürdig gewesen, er hatte Jürgen regelrecht gedrängt, die Prüfung abubrechen, oder zu verkürzen. Als ob der Zug dem Fahrdienstleiter im Weg gewesen wäre, was aber Quatsch war, bei den 16 Gleisen war Jürgen der einzige im Bahnhof gewesen.

Auch hatte Jürgen einen Anruf zum Bayer-Disponenten getätigt, denn normalerweise gab es Sonderfahrpläne nur für Gefahrgüter, aber Jürgen hatte weder in Wagenliste einen Zusatz entdeckt, noch waren Plakats an den Containern gewesen. Laut Disponent waren es halt wichtige Waren...

Merkwürdig.

Während der Lokführer gerade darüber nachdachte, den Fahrdienstleiter anzurufen, um zu erfragen, was zur Hölle eigentlich los sei, meldete sich dieser über den Zugfunk.

Die Inhalte des Gesprächs ließen Jürgen nur mit den Augen rollen: Weichenstörung voraus, Fahrplanänderung, Umleitung.

Jürgen zog sein Streckenbuch hervor, und studierte oberflächlich die Streckendaten der neuen Route, nichts Wildes dabei. Gut, der Halt in Mahlwinkel war seiner Meinung nach unnötig, aber der Fahrdienstleiter hatte sicherlich einen Plan.

Auch der schläfrige Disponent, den Jürgen angerufen hatte meinte nur, das sollte der Halt in Mahlwinkel dort länger dauern, dass er die Wagen dann dort abstellen solle.

Wo war da der Sinn, wichtige Waren an einem winzigen Bayer-Standort stehen zu lassen?

Hauptsache irgendwann mal Feierabend, dachte Jürgen hustend, während das Signal auf Fahrt sprang und der Zug sich in Richtung Mahlwinkel in Bewegung setzte.

Heimaturlaub

17.02.2011

Moskau, unscheinbares Wohnhaus

Innenstadt

Feliks

"Leonid, ich bin gerade mal zwei Tage wieder in Moskau... Nach anderthalb Jahren im Sudan hatte ich etwas mehr Heimaturlaub erwartet."

Der Sprechende kratzte sich mit seiner wuchtigen Rechten sein stoppeliges Kinn. Eigentlich war Feliks immer glattrasiert, und legte da höchsten Wert drauf; ein Hauch von Normalität in seinem eher ungewöhnlichen Leben; aber er war so ausgelaugt von den letzten Wochen gewesen, dass er die Rasur etwas vernachlässigt hatte.

Feliks und Leonid saßen an einem staubigen Esstisch in einer allgemein sehr staubigen Wohnung, hier war seit Jahren keine Putzkraft mehr am Werk gewesen; wozu auch?

Die Wohnung an der Seleznevaska Ulica, nur fünf Gehminuten vom Moskauer Ring entfernt, war seit ihrer Erbauung nicht bewohnt; schon immer wurde sie von der GRU mal als Safehouse, mal als Treffpunkt für Gespräche genutzt, die man nicht zwingend in der Öffentlichkeit führen musste.

Feliks war schon mehrmals hier gewesen, und nichts hatte sich seitdem verändert. Der bullige Hüne ließ seinen Blick auf seinem Gegenüber, welcher ihm weiterhin eine Akte hinhielt.

„Feliks, es ist dringend.“, erklärte Leonid, während er die Akte vor sich auf den Tisch sinken ließ. Leonid sah genauso aus, wie Feliks sich einen schmierigen Juristen vorstellen würde: Hochgewachsen, dünn, aber nicht schlaksig; wache blaue Augen, welche immer wissend guckten, als würden sie jede Lüge direkt erkennen; blonde, zurück-gegelte Haare; gepflegte Hände ohne Schwielen von richtiger Arbeit...

Und doch war Leonid das genaue Gegenteil von einem Bürokraten: Natürlich, er arbeitete weniger körperlich als Feliks und seine Jungs, aber er plante so realitätsnah, als hätte er die gleiche Feld-Erfahrung wie ein Operator nach 20 Jahren Außendienst. Feliks arbeitete immer gerne mit dem Führungsoffizier, wenn sie einander zugeteilt waren.

Auch der Sudan-Einsatz war hervorragend geplant, Leonid dachte immer sieben Schritte voraus und war auf das meiste vorbereitet; vorbereitet auf Eventualitäten, die andere nicht mal für Unmöglich hielten, weil sie jene einfach nicht bedachten.

Anderthalb Jahre war Feliks mit Wasja und Nikolai im Sudan eingesetzt, auf den Spuren von Wiktor Yarachenko.

Yarachenko, seines Zeichens Geschäftsmann, war ein russischer Waffenhändler, der 2001 erstmals im Sudan auf dem Radar der GRU aufgetaucht war; vorher hatte er „lediglich“ Karriere in der russischen Mafia gemacht.

Im Gegensatz zu den meisten Außenteams war Feliks auf Informationsbeschaffung spezialisiert, obwohl auch er, wie man im Westen sagte, „Die Sau rauslassen“ konnte. Nur, bei Aufträgen wie diesen war das einfach nicht Teil seines Jobs gewesen.

Infiltrieren, Intel beschaffen, beobachten, Melden; das war seine Aufgabe, das war sein Leben.

Was blieb vom Leben auch groß über, wenn man teilweise jahrelang weg war?

Aber, das hatte er vorher gewusst, als er sich damals nach dem Fall der Sowjetunion zur GRU meldete. Vorher schon beim Militär hatte er von dem militärischen Geheimdienst gehört, aber erst der Wandel zur russischen Föderation und die damit einhergehenden Veränderungen beim russischen Militär motivierten ihn, eine Veränderung sowie einen Aufstieg für sich anzustreben.

Zurzeit von Glasnost und Perestroika war alles im Wandel, und er schaffte den Wechsel.

Es war eine konfuse Zeit gewesen, anfangs wechselten auch die Teams häufig durch, und er lernte viele andere Operator kennen; viele, die mittlerweile nicht mehr lebten, obwohl sie sicherlich weitaus fähiger waren als er.

2004 wurde der Bizon Holding zugewiesen, einer Scheinfirma der GRU, im Standort Frankfurt. Die Bizon agiert seit Jahren europaweit in unterschiedlichsten Dienstleistungsbereichen, und hatte hauptsächlich mit Betriebsespionage zu tun.

Auch ein Sabotage- und Liquidationsprogramm, mit Sitz in Polen, war der Bizon zugeteilt, um jenen Agenten einen vernünftigen Hintergrund bieten zu können.

Dort lernte Feliks auch Wasja Kusnezow und Nikolai Popow kennen, so waren zumindest offiziell ihre Namen; seinen eigenen Namen zu hören wäre für Feliks wohl genauso befremdlich gewesen, wie es für sie gewesen wäre.

Seinen richtigen Namen hatte Feliks mit Beitritt zum P-24, dem Programm für Infiltration und Beschaffung, abgegeben, und dieser Name verblasste immer mehr.

Wasja war ein kleiner, stämmiger Kerl, hatte eine Leidenschaft für Sprachen, und hielt seine Sprachkenntnisse immer wieder gerne anderen unter die Nase; doch diesem rothaarigen Russen konnte man aufgrund seiner fröhlichen, richtig ansteckenden optimistischen Ader nie lange grollen.

Zuletzt auch im Sudan waren diese Eigenschaften zu einer richtigen Rettung geworden, wenn die Tage wieder an einem zerrten und Wasja mit einem Lächeln um die Ecke kam.

Natürlich half auch immer die Tatsache, dass er gefühlt jede Sprache der Welt sprach, oder zumindest verdammt gut so tat, als spräche er sie.

Nikolai wiederum war einfach – unauffällig. Er war durchschnittlich groß, hatte das Durchschnitts-Gesicht schlechthin, braune kurze Haare, eine stinknormale Nase, der typische Kaukasier einfach. Man sah ihn an, und während man sich umdrehte, hatte man ihn schon wieder vergessen.

Anfangs war es schwer gewesen mit ihm auszukommen, obwohl er nur selten etwas von sich aussagte, aber Feliks war da mehr wie Wasja gestrickt, und brauchte gerade im Einsatz durchaus mal ein ablenkendes Gespräch.

Nichtsdestotrotz waren es genau diese Eigenschaften, die ihn begnadet in seinem Job sein ließen; egal wo man ihn einsetzte, er fiel einfach nicht auf.

Was aber auch vielleicht nur daran lag, dass Leonid ihre Einsätze hervorragend plante, zugeschnitten auf ihr Team.

Feliks schüttelte kurz die Gedanken beiseite, und blickte in Leonids erwartendes Gesicht.

„Nun? Soll ich ihnen sagen, dass du keine Lust hast? Hast du mir überhaupt zugehört?“

Seufzend schlug Leonid die Akte auf, und ließ sie über den Tisch Richtung Feliks gleiten, dabei eine Staubspur über den Tisch ziehend.

Feliks pustete kurz den aufgewirbelten Staub beiseite, und beugte sich dann vor, über den Tisch, über die Akte.

„Leonid. 512 Tage. Wir müssen regenerieren. Du weißt doch besser als ich, wie wichtig Energie tanken ist.“, murmelte Feliks, während er lustlos durch die Akte blätterte. Irgendein Bild von einer Fabrik, oder so. Ein Bild von einem kleinen Bahnhof. Mehrere Bilder von Ärzten, oder Wissenschaftlern. Medizinisch wirkende Akten mit Bayer-Logo.

„Du weißt, wie anstrengend es ist, und du hast doch dabei zusehen können wie die Scheiße, in die SIE uns gesteckt haben, uns pompös um die Ohren geflogen ist! Sieh dir Wasja an, er -“

Der Führungsoffizier hob die Hand, und Feliks verstummte sofort.

„Feliks, drei Dinge: Zum einen ist das ein Auftrag der höchsten Stufe, den kann ich nur ungern wem anders anvertrauen würde, zum anderen werdet ihr gerade anfangs eine ruhige Kugel schieben können. Das volle Programm, keine Aufmerksamkeit, langsamer Aufbau.“ Leonid holte ein edel wirkendes Zigarettenetui hervor, zog ruhig eine Zigarette hervor, und entzündete sie mit einem Feuerzeug aus seinem Mantel, und legte Etui und Feuerzeug auf den Esstisch.

„Und der dritte Punkt?“, fragte Feliks langsam.

„Nun, ich würde dich nur ungern ersetzen müssen.“

Der erste Hazard

23.12.2014

Bayer-Forschungslabor Mahlwinkel

Mahlwinkel

Daniel Waltking

Missmutig verschloss Daniel seinen Spind. Die Umkleide, in welcher er stand, hatte auch schon bessere Jahre gehabt; an gefühlt jeder Wand bröckelte der Putz ab, an der Wand mit der Tür zur Dusche spross der Schimmel in den Ecken, und auch die gesprungenen Bodenfliesen trugen nicht zu einer wohligen Atmosphäre bei.

Aber das war nichts, womit sich der Wachmann nicht schon längst mit abgefunden hätte; die Sicherheitsleute wurden von allen Seiten nur als ein notwendiges Übel betrachtet, als störender Faktor in dem sonst sehr abgeschirmten Forschungskomplex.

Daniel richtete nochmal seine dunkle Uniform, die ihn immer so unangenehm von allen anderen Mitarbeitern abhob, welche sonst in Laborkitteln oder dieses komischen Arzt-Mänteln rumliefen.

"Wie in einem Krankenhaus", hatte Daniel vor sieben Jahren schon gedacht, als er in Mahlwinkel seine Stelle antrat, die eigentlich nur zur Überbrückung gedacht war.

Nun, abgesehen von der fehlenden "Zuwendung", wie zum Beispiel einer vernünftigen Umkleide, konnte sich Daniel nicht über seine Arbeit beschweren. Bayer zahlte hervorragend dafür, das er herumsaß, ab und an die Zäune kontrollierte, oder mal Eingangskontrollen der restlichen Mitarbeiter durchführte.

Stressig war es für ihn nie gewesen, nicht wirklich. In dem geschäftigen Komplex war er derjenige mit dem entspanntesten Job; meistens natürlich.

Einmal hatten sie stressige Tage, als sie ein Loch im Zaun entdeckt hatten, oder als dieser eine Laborant den Fehlalarm ausgelöst hatte; oder diese eine Tag, als eine Sonderlieferung im kleinen Bahnhof angekommen war, und da alles schnell gehen musste.

Aber sonst? Super Job. Kein Wunder also, das er in diesem auch hängen geblieben war, und aus einem Übergangsjob über die Jahre doch eine Arbeit wurde, bei der er ewig bleiben könnte.

Der Wachmann blickte noch kurz auf seine Armbanduhr, und betrat dann den zur Umkleide völlig gegensätzlichen Gang.

Weiß gestrichen, hell erleuchtet und richtig steril wirkend erweckte der Gang wieder den Eindruck, in einem Krankenhaus zu sein.

Nirgends waren Fenster angebracht, nur ab und an durchbrochen Türen die makellos weißen Wände.

Obwohl die Weihnachtstage so kurz vor der Tür standen, herrschte noch reges Treiben in Mahlwinkel; Dr. Krüger und Prof. Kluky in eilten wortlos vorbei, Daniel wie immer ignorierend.

Ignorante Fatzkes, sagte sich der Wachmann, immerhin sorgte ER dafür, dass ihre komischen Experimente, Versuche und Gott weiß was noch, sicher waren, und nicht von der Konkurrenz gestohlen wurden.

Nun, zumindest in der Theorie, in der Praxis saß er oft nur herum und surfte im Internet.

Nun, jenes war im Moment voll von Meldungen über Ausbrüche von einem Virus, überall auf der Welt, was wohl auch erklärte, warum hier trotz der Feiertage so ein reges Treiben herrschte.

Aber eigentlich interessierte das Daniel nicht sonderlich, was hatten alle immer ein großes Tamtam um Vogelgrippe, Schweinegrippe, Rinderwahn und so Gedöns gemacht; passiert war nie was, und so würde es wieder sein.

Die ganzen Labor-Futzis heischen wieder nach Aufmerksamkeit, und Konzerne wie Bayer machen grinsend die Hand auf, murrte Daniel kopfschüttelnd.

Viel Kontakt zu den Mitarbeitern außerhalb des Werkschutzes hatte Daniel kaum, er hatte sich einmal mit Dr. Krüger in der Kantine unterhalten, wobei jener nur darüber jammerte, wie nervig die Pendelei nach Berlin war, und solch Zeug.

Als ob niemand sonst hier pendeln müsste; Daniels Familie hatte ihn seit Wochen nicht gesehen.

Gut zurecht kam er mit Günni, eigentlich Günther Crawl. Der Hausmeister hatte immer einen dreckigen Witz auf Lager, und was der nachts in der Kantinen-Küche gezaubert hat, war im Werkschutz schon legendär. Daniel hatte Günni einmal "ertappt" beim Kochen, und sich zu einer Kostprobe überreden lassen; danach ließen sie Günni machen, anstatt ihn zu melden, denn kochen konnte er, und war immer bereit, was abzugeben.

Dr. Nagel wäre noch zu nennen, einer der "richtigen" Doktoren, wie Daniel es immer nannte.

Der hatte ihm vor ein paar Tagen Blut abgenommen, im Rahmen einer neu eingeführten Richtlinie, warum auch immer. Vielleicht, weil er nicht verschnupft war, wie die anderen 3 Jungs von seiner Schicht? Ob Daniel Raucher wäre, hatte er noch gefragt. Warum auch immer.

Der Wachmann schüttelte den Kopf und die Gedanken fort, und blickte wieder auf die Uhr.

Er hatte nicht mehr viel Zeit, also wanderte er zielstrebig durch die Gänge der Forschungsanlage, zum Labor von Dr. Nagel.

Dieser hatte ihn einbestellt, damit Daniel bei einem Versuch helfen könne, er wäre perfekt geeignet.

Was auch immer der Dok vorhatte, er müsste schon ordentlich Geld auf den Tisch legen. Aus reiner Menschenliebe würde Daniel sich nicht zum Affen machen.

Daniel wollte soeben an die Tür von Dr. Nagel klopfen, als Dr. Krüger aus dessen Büro heraustrat, dem Wachmann zunickte und im Gang verschwand.

"Kommen Sie herein", schnarrte Dr. Nagel mit seiner typisch nasalen Stimme.

Daniel trat ein, und fand dem Dok an seinem Schreibtisch vor, während dieser Dokumente in seiner Schublade verschwinden ließ. Das strubbelige, dunkle Haar des Doktors wackelte leicht hin und her, als er aufblickte und Daniel kurz musterte.

"Pünktlich, hervorragend. Setzen Sie sich," sagte der Dok, während er auf eine unbequem aussehende Liege deutete.

Das Labor von Dok Nagel war zweigeteilt, getrennt durch eine Glaswand mit einer ebenso gläsernen Tür, der kleinere Teil an der Eingangstür enthielt auf 2 Seiten lediglich Regale voller Fachbücher, der Schreibtisch stand gegenüber der Eingangstür, und neben der Glaswand befand sich die besagte, unbequeme und fahrbare Liege, auf die Daniel sich auch wie befohlen setzte.

Durch die Glaswand selbst konnte man nicht hindurchsehen, war sie doch mit OP-Tüchern verdeckt, nur ein Spalt an der Glastür ließ einen OP-Raum dahinter erahnen.

"Folgendes, Herr Waltking. Beim letzten Bluttest habe ich eine Anomalie feststellen könne, die darauf hindeutet, dass Sie immun gegen so einige Viren sein könnten, die die Menschheit im Moment plagen. Daher würde ich gerne einen recht simplen Versuch an Ihnen ausführen, denn wie bekannt schränkt das momentan aufflammende HPZ-49 die Lungenventilation messbar ein.

Wenn ich einmal ihre Lungenventilation prüfen dürfte, und das wäre schon alles, wäre das ein wunderbarer Dienst an der Menschheit!"

Die nasale Stimme ging Daniel, ohne dass er es beeinflussen konnte, schon nach drei Worten auf die Nerven. Nun, ein bisschen ein- und auszuatmen tat keinem weh, und als der Doktor sich sofort darauf einließ, für die Messung 500 Euro zu bezahlen, da bedauerte der Wachmann sofort, nicht mehr verlangt zu haben.

Ein paar Minuten später lag Daniel oberkörperfrei auf der Liege, und ließ sich von Dr. Nagel untersuchen. Ein Taster hier, ein Taster dort, fertig.

Dann setzte er sich unter Anweisung von Dr. Nagel eine Atemmaske auf, und inhalierte einmal, so tief er konnte.

Sofort merkte Daniel, dass etwas nicht stimmte; der Raum verschwamm augenblicklich, und eine unglaubliche Schwere legte sich auf ihn. Das verschwimmende Gesicht von dem Dok tauchte über ihm auf, doch Daniel brachte kein Wort mehr heraus; es fühlte sich an als würde ein Elefant auf ihm stehen und gleichzeitig als würde Daniel hinwegfliegen können voller Leichtigkeit.

Dumpf nahm er noch wahr, wie der Doktor zu irgendwem etwas über einen Lungenflügel sagte, ehe er völlig hinweg-dämmerte.

Die beste Putzfrau die Welt

23.12.2014

Bayer-Forschungslabor

Mahlwinkel

Gang 7B

Feliks

„Oh, gawno!“, fluchte Feliks leise, als er die frischen, schlammigen Fußspuren entdeckte.

„Ich hab hier grade gewischt!“, rief er den vorbeieilenden Kittel-trägern hinterher, ehe er seinen Facility-Wagen an den Rand des Gangs schob, und damit begann, den Mopp zu arretieren.

Feliks stellte an beiden Enden des Ganges ein „Vorsicht, Nässe!“-Schild auf, und begann anschließend, den Gang sorgfältig zu Feudeln.

Leonid hatte nicht gelogen, der Auftrag war anfangs wirklich entspannend gewesen.

Die drei GRU-Männer waren nach Mahlwinkel entsandt worden, um dort Informationen über merkwürdige Meldungen über biologische Kampfstoffe zu gewinnen; eingeschleust wurden sie, wie immer, als Mitarbeiter der Bizon Holding.

Im Flugzeug Richtung Mahlwinkel hatten sie Streichhölzer gezogen: Ausgeschrieben waren zwei Posten im Sicherheitsbereich, abgedeckt durch die Bizon Security, und ein Posten als Putzkraft, wiederum besetzt durch die Bizon Facility.

Bayer, als Schirmherr von der hier eigentlich ansässigen Firma Schäring, war äußerst penibel bei den Sicherheitsvorschriften, und so waren strikt die Stellen-Vorgaben einzuhalten gewesen.

Und natürlich hatte Feliks das kurze Hölzchen gezogen.

Während er weiter den Gang wischte, und trotz aller Schilder den vorbeilaufenden Mitarbeitern böse Blicke zuwarf, ließ er die letzten Monate Revue passieren.

Er selbst hatte schnell Anschluss an das bereits vor Ort agierende Team von „normalen“ Hygienefachkräften gefunden, welche ganz normal von der Bizon zum Putzen vor Ort waren. Russe war er als einziger, aber Feliks kam trotzdem gut klar mit der hauptsächlich aus Polen und Bulgaren zusammengesetzten Mannschaft.

Gut, sie waren anfangs überrascht, dass er keinerlei Ahnung von Putzarbeit hatte, aber er lernte schnell, und war nach wenigen Monaten völlig integriert.

Man kannte sein Gesicht, er war immer freundlich, auch sein Deutsch wurde immer besser.

Nikolai machte die gleiche Erfahrung wie immer: Man nahm ihn innerhalb des Wachschatzes kaum wahr, er blieb für sich, und die Leute ließen ihn in Ruhe. Nach ein paar Wochen wirkte es selbst für Feliks so, als wäre Nikolai schon immer Teil des Wachschatzes gewesen.

Wasja wiederum hatte in der hauptsächlich von Deutschen besetzten Security völlig gegensätzliche Erlebnisse: Für ihn völlig ungewohnt, kam seine Art nicht sonderlich gut an, wobei es nicht an seinen Deutsch-Kenntnissen lag; die waren hervorragend.

„Deutsche sind halt kalte Maschinen, Arbeit Arbeit Arbeit. Lass sie, und sie lassen dich.“, hatte Feliks ihm geraten.

Natürlich war Wasja weiter angeekelt, irgendwie kann man ja nicht völlig aus seiner Haut.

„Wenn der morgens dasteht wie ein Sonnenschein, will ich ihm einfach auf die Schnauze hauen -“, war noch mit das freundlichste Wort über Wasja, was Feliks aufgeschnappt hatte.

Insgesamt verlief der Auftrag jedoch nicht sonderlich erfolgreich, wenn man Feliks fragte. Sicherlich, sie hatten sich gut integriert, und gehörten quasi zur Stammbesetzung, aber sonderlich viel hatten sie nicht herausbekommen können.

Natürlich, dass hier an einem eher nicht legalen Kampfstoff geforscht wurde, das schien für Leonid erwiesen, auch dass die Forschung schon sehr weit sein musste, hatten sie sich zusammenreimen können.

Aber so viel lag noch im Dunkeln: Wer ist Drahtzieher, wie genau wirkt das Zeug, was kann man dagegen tun.

Leonid beruhigte ihn immer wieder bei den seltenen, aber regelmäßigen Telefonaten. Er drängte nie auf schnelle, sondern auf fundierte Ergebnisse. Nicht sonderlich bemerkenswert, aber diesen Auftrag hätten prinzipiell auch andere erledigen können.

Feliks hütete sich aber, sich zu beschweren: sich auch mal einen ruhigeren Auftrag zu gönnen, war in seinen Augen keine Schande, sondern vielmehr ein Privileg.

„Gab schon bedeutend schlimmeres.“, dachte er, während seine Gedanken kurz zu dem 99er Bolivien-Einsatz abschweiften. Was hatte er da auch an Blut verloren.

Feliks schüttelte kurz die Gedanken fort, und sammelte im Anschluss seine Warn-Schilder wieder ein; der Gang war wieder ansehbar.

Nachdem er seinen Facility-Wägelchen wieder eingeräumt hatte, machte sich der Russe auf den Weg in Richtung Kantine. Sicherlich, den Fraß konnte man Essen, aber insgeheim freute sich Feliks immer auf die Nachtschicht, wenn man Günni in der Küche werkeln riechen konnte.

Doch bevor Feliks auch nur annähernd die Kantine erreicht hatte, fiel ihm in Gang 7D ein Wachmann auf.

Jener stand sichtlich angespannt vor einer der Labortüren, und gerade als jener an die Türe klopfen wollte, ging diese auf, und Doktor Krüger trat heraus,

Feliks stellte wieder sein Warnschild auf, und in aller Seelenruhe putzte er sich den Gang entlang. Er hatte erst zwei Meter geschafft, als Dr. Krüger schon an ihm gedankenverloren an ihm vorbeilief; voller Gedanken zwar, aber sichtlich darauf bedacht, nicht auf die geputzten Stellen zu treten.

Dr. Krüger war einer der wenigen Kittelträger, die Feliks mochte. Nicht ganz so abgehoben, und wie Feliks so aufgeschnappt hatte, lag dem Dr. das Menschenwohl doch noch irgendwo am Herzen, und nie war er herablassend zu „Fußvolk“ wie ihm. Feliks hoffte ein bisschen, das der Eintrag über des Doktors Tochter in Moskau weiterhin nur nutzlos in der Akte verstauben würde, letztlich lag es aber immer an den Leuten, deren Name auf der Akte stand, was mit ihren Informationen geschah; auf die eine, oder halt andere Weise.

Während dem Putzen und den Gedanken an den Doc war dem GRU-Putzer nicht entgangen, dass der Wachmann in dem Büro verschwunden war. Wischend näherte sich Feliks der Tür, und begann dann mit einer Sorgfalt den Bilderrahmen neben der Tür zu polieren das man meinen könnte, der Präsident persönlich würde sich das Bild ansehen wollen.

Nur leise Gesprächsfetzen drangen an sein Ohr, aber jedes aufgeschnappte Wort prägte sich Feliks ein: Test für das Virus, Lungenfunktion, perfekter Kandidat.

Nachdem das Gespräch mehrere Minuten nicht fortgeführt wurde, begann Feliks, die Tür penibel abzuwischen und zu reinigen, dabei kam er „aus Versehen“ an die Türklinke und öffnete die Tür einen Spalt.

Als nach wie vor keinerlei Geräusche zu hören waren, drückte er die Tür ein weiteres Stück in den Raum hinein, eine gestammelte Entschuldigung schon auf den Lippen; jedoch war niemand zu sehen. Der Schreibtisch verwaist, ein paar Bücherregale, sonst nichts.

Feliks Blick schwenkte zu der Glaswand an der rechten Seite des Raumes, welche von der anderen Seite mit OP-Tüchern blickdicht abgedeckt war.

Ein Blick zurück auf den Gang verriet ihm, dass niemand ihn beobachtete, also fasste er einen Entschluss:

Feliks eilte zu seinem Putzwagen zurück, lud das „Vorsicht Nässe!“-Schild auf, und fuhr mit dem Wagen Schnurstracks in das Labor-Büro.

Von innen schloss er leise die Türe, und begann kurzerhand, das Büro zu wischen. Natürlich wusste er, dass heute dieses Büro nicht auf der Liste des Facility-Managements war, dann hatte er sich zur Not einfach vertan.

Leise putzte er sich an den Schreibtisch heran, immer wieder den Blick auf die Türe Richtung Gang werfend.

Dumpfes Geklirre aus dem Labor drang an seine Ohren, welches er nicht recht zuordnen konnte, und als er den Schreibtisch erreicht hatte, spähte er in die unverschlossenen Schubladen.

Auf die Schnelle fiel ihm nichts Ungewöhnliches auf, alles schien genauso in dem Schreibtisch zu liegen wie vor zwei Tagen, als er das letzte Mal „geputzt“ hatte.

Mit dem mittlerweile nur noch leicht feuchten Mopp „putzte“ Feliks sich nun in Richtung Glastür, und wischte kurz unschlüssig vor dieser hin und her, als er von innen plötzlich wieder Geräusche, genauer ein Flatschen hörte; so, als würde ein nasser Sack auf Fliesen klatschen.

„Deutlich ein Nichtraucher, rechtsseitig haben wir 800 Gramm, links ist noch zu Entnehmen. Das sollte vorerst genügen, denke ich. Ihre Expertise?“, sprach offensichtlich Dr. Nagel, dem das Büro und Labor gehörten.

Eine Feliks unbekannte Stimme antwortete leise und kühl mit „Nun, daraus sollten sich sicherlich ein paar Dosen ergeben, besonders wenn der Vervielfältiger von Kluky in Betrieb gehen kann.“

„Prima. Ich mache erstmal zu, während Sie Kluky berichten. Sehen Sie nur zu, das Krüger -“

Während dieses letzten Satzes hatte Feliks fast mit seinem rechten Ohr an der Scheibe der Glastür geklebt, als diese bei den letzten Worten von innen aufgezogen wurde.

Feliks sah sich einer untersetzten Mitt-Sechzigerin gegenüber, deren schlohweißes Haar noch ganz verstrubbelt war; in ihrer Linken hielt sie zwei ineinander eingerollte Einmal-Handschuhe

und ein Haarnetz. Die Augenbrauen der Frau hoben sich überrascht, und während jene gerade etwas sagen wollte, blieb für Feliks gefühlt die Zeit stehen.

Er hatte schon viel gesehen in seinem Leben, aber als sein Blick an der Unbekannten vorbeiglitt, war er dann doch – überrascht? Schockiert? So ganz konnte Feliks nicht einordnen, was ihn überkam, als er Dr. Nagel erblickte, der hinter einem OP-Tisch stand, beide Hände noch tief im Brustkorb des Wachmannes versenkt.

In den paar Millisekunden, welche die Unbekannte benötigte, um auf den Alarmknopf neben der Tür zu drücken, konnte Feliks nicht nur erkennen, das irgendwas rosarotes in einer scheinbar beheizten Schale neben Dr. Nagel lag, auch fiel ihm auf das der Wachmann nicht an irgendwelche Überwachungs-, oder gar Lebenserhaltenden Systeme angeschlossen war; kein EKG piepte leise, kein Beatmungsgerät war eingeschaltet, geschweige denn war es mit dem Wachmann verbunden.

Nach der einnehmenden Stille der letzten Minuten dröhnte der Alarm nahezu in Feliks Ohren, und der Unbekannten hielt er nur den Mopp hin, nachdem er sich gefangen hatte.

„Ich putzen!“, stammelte er der Namenlosen gespielt unterwürfig entgegen. „Ich nur Putzen!“

„Nun, nicht mehr lange!“, zischte die Kittel-Trägerin kalt, und ein Sicherheitsmann kam in diesem Moment in das Büro gestürmt, mit gezogener Glock.

„Hände hoch“, schrie dieser direkt, und richtete die Waffe auf Feliks, während der Alarm wieder erlosch; Dr. Nagel stand an der Tür, und verdeckte nun die Sicht in das Labor hinter sich.

Feliks hob die Arme in die Luft, den Mopp fest umklammert. „Ich nur Putzen!“, wimmerte er.

„Führ ihn runter in den F-Trakt, er wollte entweder spionieren oder klauen. Er hat hier nichts zu suchen.“, sprach die Wissenschaftlerin zu dem Wachmann.

Während Feliks leise vor sich hin wimmerte und sich gespielt fast in die Hosen machte, wurde er vom Wachmann „entwaffnet“; seinen Mopp musste er einhändig auf den Boden legen; im Anschluss wurden ihm die Hände mit Kabelbinder auf den Rücken gebunden.

„Wir müssen ihn verschwinden lassen, er hat alles gesehen! Wer fragt schon nach einer Putzfrau, Philipp?“, konnte Feliks gerade noch von der Alten hören, ehe er von Nikolai aus dem Raum geführt wurde.

Eine Zugfahrt, die ist lustig...

04.02.2015

Bayer Forschungslabor

Mahlwinkel

Raum -412

Feliks

Mit einem lauten Flatschen spuckte Feliks einen großen Klumpen Blut auf den Boden, und bewegte seinen Kiefer leicht hin und her. Der letzte Schlag von Wasja hatte ordentlich gegessen, und Feliks, die degradierte Putzfrau, war sich zu hundert Prozent sicher, dass Wasja viel fester zugeschlagen hatte, als es die Schauspieleinlage erfordert hatte. Naja, immerhin war er weiterhin überzeugend in seiner Rolle als Wachmann, wobei Nikolai auch ohne derartige Schauspielkünste seine Rolle halten konnte.

Seit sie ihn in diese Zelle gesperrt hatten, war Feliks immer wieder von wechselnden Wachleuten "besucht" worden, ab und an war auch die namenlose, ältere Wissenschaftlerin mit anwesend; aber egal wer bei diesen "Besuchen" dabei war, immer ging es ihnen darum, herauszufinden, wer er war. Trotz penibelster Vorbereitungen war seine Identität nicht den Ressourcen dieser Leute gewachsen gewesen; natürlich hatten sie nicht herausfinden können, wer er war oder wer ihn geschickt hatte, aber alleine die Tatsache, dass sie entdeckt hatten, dass er nicht ein einfacher Hausmeister war, beunruhigte ihn. Andererseits verdankte er der Tatsache, dass sie noch im Dunkeln tappten, wohl sein Leben.

Wasja und Nikolai hatten bisher anscheinend nichts über die Wissenschaftlerin herausfinden können, zumindest nichts, was sie sich nicht auch zusammenreimen konnten; sie gehörte nicht direkt zu Bayer, sondern war noch weiter oben in der Hierarchie angesiedelt; wie auch immer die aussah. Bis zuletzt hatten sie vermutet, dass alleine Bayer, und vielleicht noch die deutsche Regierung hier an illegalen Kampfstoffen forschte, aber scheinbar waren alle nur Zahnräder eines größeren Getriebes.

Zum gefühlt millionsten Mal glitt Feliks Blick durch seine Zelle, wie immer auf der Suche nach einer, wie auch immer gearteten Schwachstelle. Aber auch jetzt entdeckte er nichts neues: Immer noch saß er in den knapp 6 Quadratmetern fest, welche er seit anderthalb Monaten sein Zuhause nannte. Immer noch flackerte die Neonröhre in 4 Metern Höhe hinter einem vergitterten Einlass; immer noch gab es nichts mehr als das nahtlos fest geschweißte "Bett", so nannte er das

matratzenlose Metallgestell, auf dem er in einer alten Decke schlief, und natürlich "das Loch". Ein besseres Wort für das Loch in der Ecke, was eine Siffon-losen Toilette darstellen sollte, war ihm noch nicht eingefallen; immer noch wurden seine 6 Quadratmeter von perfektem, glattem Beton begrenzt. Ein Betonboden, eine Betondecke mit nerviger Neonröhre, und 4 nackte Betonwände. Und, da war natürlich noch die Tür.

Eingelassen in die Wand gegenüber dem Bett verhöhnnte dieses pechschwarze Ding den GRU-Mann förmlich, immer wenn er sie anstarrte. Und er starrte die glatte Metallplatte sehr oft an.

Kamen an einem Tag keine Besucher, öffnete sich dreimal am Tag unten an der Tür eine Klappe, und ein Tablett mit Essen und Trinken wurde hineingeschoben, beim jeweils folgenden Essen schob Feliks das vorherige Tablett durch die Öffnung hinaus.

Anfangs hatte er noch versucht mit dem Essensbringer zu reden, hatte ihn angefleht, beleidigt und angeschrien, aber nie war eine Reaktion gekommen.

Feliks hatte auch erst überlegt, den Essensbringer anzugreifen, aber nie war eine Gelegenheit gekommen, bisher war derjenige immer sehr vorsichtig gewesen und hatte stets darauf geachtet, nie auch nur eine Fußspitze durch die Luke in die Zelle zu bewegen. Nicht, dass Feliks groß etwas hätte ausrichten können.

Nur anhand des Essens konnte Feliks sich noch an Tageszeiten halten, und damit wusste er auch auf zwei Tage genau, welches Datum war; nur weil sie scheinbar nicht auf Gefangene ausgelegt waren, gaben sie ihm einfach das Kantinenessen; das half ihm stets sich zu orientieren, gab es ja immer Tageszeiten-spezifische Gerichte.

Gut, da er zwei mal längere Zeit bewusstlos gewesen war, überlegte er immer wieder, ob nun Sonntag, Montag oder gar Dienstag war, im Prinzip war es ihm eigentlich egal. Aber gewisse Methoden, die man ihm beigebracht hatte, beinhalteten halt auch, das ein orientierter Geist schwieriger zu brechen war.

Nikolai hatte ihm bei einem seiner seltenen Besuche alleine erzählt, dass immer mehr Ausbrüche vom HPZ-49 gemeldet werden; erst traf es England, dann China, dann Brasilien. Weltweit tauchte plötzlich dieser Virus auf, und Menschen starben.

Natürlich wurde ein Zusammenhang zwischen den Ausbrüchen gesucht, aber Verbindungsoffizier Leonid konnte da nicht viele Auffälligkeiten melden. Natürlich hatten sie Gruppen in einer Einrichtung in der Nähe von London, und auch Gerüchte über angebliche

Zusammenarbeiten Bayers, oder sonst wem der verantwortlich war, mit China. Aber es fehlten viel zu viele Puzzleteile.

Während Feliks wieder gedankenverloren im Kreis ging, und versuchte das nervige Tropfen dieser Lochtoilette zu verdrängen, klopfte es leise zweimal, dann dreimal an der Metalltüre, das „Erkennungszeichen“, das Wasja oder Nikolai vor der Türe standen, alleine.

Und so war Feliks sichtlich entspannter, als schließlich Wasja eintrat; wobei ihm sofort auffiel, dass der Rothaarige deutlich gestresst wirkte.

„Feliks, du musst heute verschwinden.“, sagte Wasja leise, zog ein flaches Kleidungsstück unter seiner Uniform hervor und warf jenes auf das Metallbett.

„Sie wollen das hier heute beenden.“

Feliks nickte sachte, und setzte sich auf die Bettkante, einen groben Blick auf die gefaltete Uniform werfend, die Wasja ihm auf die Bettdecke geschmissen hatte. Seine Gedanken rasten, und auch sein Herzschlag beschleunigte sich.

„Wie ist der Plan?“, fragte er leise, als er sich gefangen hatte.

Wasja zündete eine Zigarette an und reichte sie Feliks, ehe er sich selbst eine Zigarette ansteckte und sich rauchend an die Wand lehnte.

„So simpel wie der Einmarsch in Polen damals. Dich hier rauszubekommen ist das einfachste, ich nehm dich einfach als Wachsack mit. Müssen nur schauen, ob wir die eine Gruppe am Nordtor etwas Ablenken, damit du im Dunkeln wegkommst. Seit sie dich haben, sind sie sehr angespannt. Du verziehst dich dann ins Safehouse und kontaktierst Leonid.“

Feliks nickte wieder, und schnippte etwas Zigarettenasche auf den Boden.

„Gut. Was wissen wir bisher?“

Wasja drückte seine Zigarette an der Wand neben sich aus, warf den Stummel auf den Boden, und entzündete sich direkt einen weiteren Glimmstängel.

Der kleine Rothaarige bließ den Qualm durch den Raum, und erzählte von dem Medikament „Pulmonen“, was sie hier entwickeln würden, um die Leute entweder vor dem HPZ-49 zu schützen oder die Krankheit zu unterdrücken; genaueres noch unklar. Lange würde dieses Zeug

eh noch nicht wirken, alle paar Stunden müsste man das bisher nehmen. Zwei Stunden waren nicht viel, wenn man das Virus schon hatte.

Die Arbeiten an einem „Verlängerer“ wären wohl in vollem Gange, aber bisher erfolglos.

„Woraus die das Herstellen, weißt du ja besser als wir.“, sagte Wasja angeekelt, und zog wieder an seiner Zigarette. Angeblich arbeiteten die Wissenschaftler auch daran, ein Heilmittel aus Immunen-Blut herzustellen, aber das hatten sie noch nicht verifizieren können. Auch Gerüchte von einem „Vervielfältiger“ hatten sie aufgeschnappt; aber auch hier war das bisher nur Hörensagen.

Wasja erzählte, dass seit dem Lockdown im Januar alle viel angespannter waren, wodurch sich viel seltener ein Informations-ergiebige Schwätzchen entwickelte; und auch Feliks Abwesenheit trug nicht gerade zur Informationsbeschaffung bei.

„Wann geht's los?“, fragte Feliks abschließend.

„Nun, jetzt eigentlich“, meinte Wasja, und blickte auf seine Armbanduhr. „Gleich ist Schichtwechsel, da müsste die nördliche Werksmauer unbewacht sein. Du hüpfst rüber, und die zwölf Kilometer solltest du ja schaffen, nicht?“ kam es von einem grinsenden Wasja, der sich bei seinen Worten von der Wand gelöst hatte und auf Feliks Bauch klopfte. Jener wiederum schnaufte nur amüsiert, und besah sich näher die mitgebrachte Uniform.

Während er diese entfaltete, kam er nicht umhin zu bemerken, dass Wasja ein gutes Auge hatte; die Uniform würde tadellos passen.

Wasja zog die angelehnte Metalltüre wieder ganz auf, und öffnete die „Tablett-Luke“ unten an der Metallbarriere, und verschwand kurz im Gang vor der Zelle. Feliks war gerade dabei, seine verschmutzte Hausmeister-Kleidung abzulegen, als Wasja schon wieder im Türrahmen erschien, eine offensichtlich tote Wache hinter sich herzog, deren Arm er in der Mitte des Türbogens platzierte. Die Leiche mit dem gebrochenen Genick drapierte er passend, und lehnte die Türe von innen wieder an, so dass der Arm des Toten in den Raum ragte. Beobachtet vom sich umkleidenden Feliks beugte sich Wasja vor, stemmte einen Fuß an die Tür, und zog so fest er konnte an dem Arm des Toten, und riss ihn mehrmals hin und her, bis der Arm zwei Mal laut knackend brach.

Feliks nickte wieder sachte verstehend, und zog sich weiter um, während Wasja die Tür wieder öffnete, und die Leiche beiseitetrat.

Ein paar Minuten später traten Wasja und Feliks in den Gang, und lehnten die Metalltüre wieder nur leicht an, und dann spazierten sie förmlich den grauen, wie üblich fensterlosen Gang entlang.

Feliks hatte nicht bei Bewusstsein erlebt, wie sie ihn hergebracht hatten, doch irgendwie hatte er sich die andere Seite der Zellentüre genauso vorgestellt. Grau in Grau, ein blauer Streifen in der

Mitte des Ganges, welcher zu irgendwas hinleiten sollte, und mehrere andere Zellen, alle ausnahmslos geöffnet und eingerichtet wie die seine.

Die beiden Russen folgten dem blauen Streifen um eine Ecke in einen identischen Gang, nur das dessen Ende nicht mit einer Wand versiegelt war, sondern sich dort Aufzugtüren befanden.

Auch hier waren nur offene Zellen zu sehen, und das allumfassende Betongrau der Wände, welche von ebenso wie in der Zelle eingelassenen Neonröhren kalt beleuchtet wurden.

Am Aufzug angekommen, kramte Wasja eine Chipkarte hervor, und hielt jene an ein Kartenlesegerät an der Seite des Aufzugs.

Ein leises Surren war zu hören, als sich hinter den Schiebetüren der Aufzug in Bewegung setzte, und Feliks atmete tief durch, um sich selbst und seinen Herzschlag zu beruhigen.

Als sie nach einer quälend langen Zeit endlich im Aufzug standen, betätigte Wasja die Knöpfe für das Erdgeschoss und den zweiten Stock, und Feliks' lautlose Frage, gestellt durch hochgezogene Augenbrauen beantwortete er mit einem Wedeln der Chipkarte.

„Seit neustem werden die Nutzungen getracked. Daher hab ich seine Karte benutzt, -“ er deutete auf die Fahrstuhltüre, offensichtlich die Leiche von vorhin meinent „- und deshalb benutze ich sie weiter im Südflügel. Wenn sie es raffen, bist du hoffentlich schon über alle Berge, und suchen dich anhand der gestohlenen Chipkarte. Sollen sie glauben, dass du in Richtung Süden zu Fuß geflohen bist.“

Feliks grunzte zustimmend, und rieb sich mit seiner Rechten über den verhassten Bart, der ihm in der Zelle unvermeidbar gewachsen war. Als die Aufzugtüren im Erdgeschoss zur Seite glitten, nickten sich Feliks und Wasja zu in dem Wissen, das es durchaus wahrscheinlich war, dass sie sich nie wiedersahen, und Feliks ließ dann Wasja alleine im Aufzug zurück.

Der GRU-Mann amüsierte sich nur kurz über die Tatsache, dass der Aufzug von dem Zellentrakt direkt in die Eingangshalle führte; niemand hatte sich da scheinbar groß Gedanken drüber gemacht; er hätte es definitiv nicht so gebaut, um eine Flucht wie die seine bedeutend schwieriger zu gestalten. Aber der Forschungskomplex war halt auch kein Hochsicherheitsgefängnis, und in normalen Zeiten hätte man Eindringlinge nur kurz festhalten müssen, um sie im Anschluss den Behörden übergeben zu können.

„Ihr Schaden, mein Gewinn“, dachte Feliks sich, während er selbstsicher durch die Halle stapfte, die umherlaufenden Laboranten, Wissenschaftler und Bürofutzis um sich herum keines Blickes würdigend.

Auch die anderen Menschen beachteten ihn nicht, für sie war er ein Wachmann unter vielen.

Unbehelligt verließ Feliks das Gebäude durch den Haupteingang, und senkte nur kurz den Blick, als ihm zwei „Wach-Kollegen“ entgegenkamen; aber jene waren derart in ein Gespräch vertieft das Feliks bezweifelte, dass sie ihn überhaupt wahrgenommen hatten.

So marschierte der Russe über das Werksgelände in Richtung Norden, bis er die durch eine hohe Betonmauer markierte Werksgrenze erreicht hatte. Ohne andere Wachleute anzutreffen stapfte er die Treppe hoch zu einem der Wachtürmchen, die in regelmäßigen Abständen die Werksmauer säumten, und blickte in das sich vor ihm auftuende Dickicht des Waldes, der Schäring umschloss.

Ein weiterer Blick zu den unbesetzten Türmchen verriet ihm, das Wasja recht gehabt hatte mit dem Schichtwechsel, und ohne weiter zu zögern, setzte er sich auf die Brüstung und schwang seine Beine über eben jene. Ein letzter Blick nach hinten auf die leeren Werkstraßen hinter ihm, und er ließ sich über die Brüstung die vier Meter hinabfallen. Laut fluchend tat Feliks seiner Umgebung kund, dass sein Abrollen über mehrere ungesehene Steine nicht beabsichtigt gewesen war, und leicht humpelnd und mit der Rechten seine Seite haltend, schlug er sich in den Wald ins Geäst.

Erst nach mehreren hundert Metern blieb Feliks stehen, und sog tief die kühle Winterluft ein; endlich frische Luft, endlich wieder Freiheit.

Der Russe lehnte sich an einen Baum, und durchsuchte erstmals seine Taschen; die Schachtel Zigaretten samt Zippo hatte er schon beim Umziehen bemerkt, und sie besiegelten auch seine erste Handlung in Freiheit: eine Zigarette wurde aus dem Päckchen hervorgeholt und entzündet, und rauchend tastete Feliks nach dem Umschlag, den er neben ein paar Geldscheinen und einem Mund-Nasenschutz bemerkt hatte.

Das unscheinbare Stück Papier war weder beschriftet, noch versiegelt, und daraus nahm Feliks mehrere Dokumente, während er weiter nach Norden Richtung „Tangerhütte“ wanderte, das nächste Kuhkaff im Norden Mahlwinkels. Sein Ziel, Zielitz lag zwar im Süden, aber wenn sie Wasjas Finte als solche erkannt hatten, würden sie nach ihm im Norden suchen; und niemals damit rechnen, dass er stumpf mit dem Zug tatsächlich nach Süden gefahren war.

Beim Wandern studierte er die Dokumente, und neben ein paar handschriftlichen Notizen von Nikolai, dessen Sauklaue Feliks immer erkennen würde, waren auch ein Deutscher Ausweis mit einem Passbild von Feliks, ein „Passierschein A38“ und ein Stück Papier dabei, welches ihn als Mitarbeiter in kritischer Infrastruktur auswies, was auch immer das wieder sollte.

Eine weitere Zigarette rauchend verstaute Feliks die Notizen in einer Beintasche, und steckte Ausweis und die anderen beiden Dokumente in die Brusttasche, während sich der Wald wieder langsam lichtete, und Tangerhütte langsam den Wald ablöste.

Die Dorfstraßen waren menschenleer, es fehlte nur der berühmte Western-Steppenläufer, um den verlassenen Eindruck des Dorfes abzurunden.

Weiter in der Ortsmitte sah Feliks neben vielen verbarrikadierten Läden noch einen geöffneten Tante-Emma-Laden, wo Leute mit Masken in den Gesichtern und Einkaufstüten in den Händen anstanden, was Feliks irritiert zur Kenntnis nahm.

Sein eigentliches Ziel in dem Kaff, der Bahnhof, war leer von Laufkundschaft; nur ein Mannschaftswagen der Bundeswehr parkte dort einsam auf dem Vorplatz, wenn man die Freifläche samt Brunnen vor dem Bahnhof denn so nennen wollte.

Feliks blieb stehen, setzte sich den Mund-Nasenschutz auf, während er den Blick durch das leere Dorf schweifen ließ, wenn man von den Tante-Emma-Kunden absah.

Schulterzuckend wandte Feliks sich den außen angebrachten Fahrplänen zu, und ein Blick zu der Bahnhofsuhr sagte ihm, dass trotz des ausgehangenen Sonderfahrplans in knapp 20 Minuten ein Zug nach Zielitz fahren würde.

Die restlichen Aushänge entlockten Feliks eine hochgezogene Augenbraue, sprachen jene von engen Regularien, nächtlichen Ausgangssperren und weiteren Maßnahmen gegen die HPZ-49-Pandemie. Was zur Hölle war passiert, warum hatte Wasja nicht erwähnt, dass die Verteilung von dem Virus scheinbar schon völlig im Gange war?

Kopfschüttelnd betrat Feliks schließlich den Bahnhof, und wurde sofort an seine Zeit in Bolivien zurückerinnert.

Gegenüber den Eingangstüren durchzog eine behelfsmäßige Barrikade aus Sandsäcken die ganze Bahnhofshalle, auf der linken Seite durchbrochen von eine Art Dekontaminationszelt, und in der Mitte thronte ein gelangweilter Soldat der Bundeswehr hinter einem MG3.

Nun hob Feliks beide Augenbrauen, als der gelangweilte Soldat beiläufig sein Maschinengewehr auf Feliks richtete, ohne dabei weniger Langeweile zu versprühen, ehe die Feliks zugewandte Zeltplane zurückgeschlagen wurde, und ein weiterer, diesmal sehr ernst dreinblickender Soldat ihm mit einem Winken zu verstehen gab, näher zu treten.

Während Feliks sich langsam dem Zelt näherte, konnte er einen weiteren Soldaten hinter den Sandsäcken entdecken, welcher mit mindestens einem weiteren Menschen sprach; alle drei hatten Masken über Mund und Nase.

Feliks trat, wie ihm gedeutet wurde, in das Zelt, und während sein gegenüber ihm eine Art Temperatur-Messer an den Kopf hielt, schnarrte dieser nur „Ziel?“

Das Gerät piepte zweimal, und schien im Display grün aufzuleuchten, woraufhin der Soldat, ein „H. Baum“ wie sein Namensschild verriet, ihn fragend ansah, das Gerät beiseitelegte und eine behandschuhte Hand nach Feliks ausstreckte.

„Zielitz“, murmelte Feliks hinter seiner Maske, und übergab dem Soldaten aufs Geratewohl seinen Ausweis, den Passierschein sowie den Wisch über „kritische Infrastruktur“.

Alle drei untersuchte der Soldat penibler als vermutet, sogar die Lichtzeichen in dem Personalausweis kontrollierte H. Baum sorgfältig, ehe er nickte, und Feliks die Dokumente zurückgab.

„Zug kommt gleich“, schnarrte der Soldat, und trat dann beiseite, den Weg in Richtung Bahnsteig freimachend.

Feliks nickte H. Baum knapp zu, drückte sich durch die Schleusenartige Rückwand des Dekontaminationszelters, und nickte ebenfalls den drei sich unterhaltenden Soldaten zu, welche hinter den Sandsäcken standen.

Er betrat umgehend den Bahnsteig, und sich umsehend entzündete er sich erneut eine Zigarette, nachdem er diese bescheuerte Maske abgenommen hatte. Feliks hatte gerade zwei Zigarettenzüge geschafft, ehe er von hinten angeschrien wurde und er etwas zwischen seinen Schulterblättern spürte, was sich stark nach einem Mündungsfeuerdämpfer anfühlte.

Auf den ihm zu gekeiften Befehl hin warf er die Zigarette auf den Boden, zog die an seinem Hals baumelnde Maske einhändig wieder über Mund und Nase, und drehte sich dann mit erhobenen Händen um. Die drei Soldaten, die sich unterhalten hatten, zielten alle mit ihrem G36 auf ihn und in den Augen, die Feliks erkennen konnte, sah er definitiv Unglauben über seine „Tat“, einfach die Maske abzunehmen.

Nachdem er mehrere Beleidigungen über sich und seine Mutter angehört hatte, und er artig die Frage, ob er alle umbringen wolle, verneint hatte, entspannten sich die Soldaten etwas. Zu Feliks Glück fuhr grade der Zug ein, und als dieses metallene Monstrum endlich stillstand, deutete jener Soldat, der ihm das Gewehr zwischen die Schulterblätter gedrückt hatte, mit genau diesem Gewehr auf den Zug.

Ein „Verpiss dich jetze!“ begleitete Feliks auf dem Weg zu der nächstgelegenen Waggontüre, und ohne einen Blick zurück stieg er in den Zug.

Schon bei der Einfahrt des Zuges hatte Feliks registriert, das entgegen seiner Erwartungen keine stinknormale S-Bahn eingefahren war, sondern eine Lok mit alten Abteil-Wagen. Trotz aller bisherigen Vorkommnisse war Felix überrascht, direkt nach dem Einsteigen erneut in die maskenbedeckten Gesichter von drei Bundeswehr-Soldaten zu blicken. Zwei waren männlich, die Frau in der Mitte war klar als solche zu erkennen, trotz Maske.

Die sah nur kurz von einer Liste auf ihrem Klemmbrett auf, und fragte nur „Ziel?“

Auf seine Antwort hin ging die Soldatin ihre Liste mit dem Zeigefinger abwärtsfahrend langsam durch, ehe sie ihm ein scharfes „Gut. Abteil Sieben. Abmarsch.“ vor die Füße warf.

Feliks fühlte sich langsam, wie ein Wackeldackel, soviel wie er nur stumm nickte, und bewegte sich dann bedächtig in die ihm gewiesene Richtung, die Blicke der Soldaten auf seinem Rücken spürend.

Abteil Sieben war ein stinknormales Abteil, und trotz aller Bedenken fand Feliks es auch leer vor; er hatte eher erwartet, andere „Zielitz“-Reisende vorzufinden, doch zu seiner Erleichterung war niemand zu sehen.

Er zog die Tür zum Gang hin zu, und gerade als er sich am Fenster auf die Sitzbank warf, setzte sich der Zug langsam in Bewegung.

Der Zug beschleunigte, bis er nach Feliks Gefühl etwas 30 km/h erreicht hatte, und hielt diese Geschwindigkeit dann bei.

Der Russe hatte kaum Gelegenheit, sich darüber groß den Kopf zu zerbrechen, ehe seine Abteiltür aufgerissen wurde, und er erneut in das Gesicht der Soldatin blickte, beziehungsweise den Teil ihres Gesichtes, der nicht von einer Maske bedeckt war.

Sie hatte nach wie vor ihre Liste in der Hand, aber auch eines dieser Temperatur-Messgeräte, wie der Soldat im Bahnhof. Die Soldatin, welche kein Namensschild hatte, trat in sein Abteil, und wollte grade wohl Feliks Temperatur messen, als dieser sich leicht zurücklehnte, und die Frau fragend ansah.

„Eh, ich wurde doch grade erst im Bahnhof gemessen, da war alles gut?“

Die Frau hob nun ihrerseits eine Augenbraue, und richtete sich auf, wobei ihr Barett leicht verrutschte, und ihr eine blonde Strähne ins Gesicht rutschte.

„Vorschrift. Noch nicht Zug gefahren seit Dezember?“, antwortete sie erneut knapp, während sie mit der Gummihandschuh-Hand die Strähne wieder verschwinden ließ.

„Nein, ist mein erstes Mal. Vorher immer mit Auto gefahren.“, murmelte Feliks als Antwort.

„Nun, Auto würde immer noch schneller gehen“, antwortete die Frau langsam, und deutete aus dem Fenster. „Seit die Bahn wieder in Staatshand ist, und sie kaum Leute für Instandhaltung und Prüfung haben, dürfen die Züge nicht schneller. Aber ich würde auch Bahn fahren, Sprit kann sich ja kein Schwein mehr leisten, und wenn Zugfahren schon umsonst ist.“, schloss sie schulterzuckend.

Feliks konnte sich ein weiteres Nicken nicht verkneifen, und ließ sich im Anschluss dann erneut die Temperatur messen.

Wieder gab das Gerät zwei Pieptöne von sich, und erneut wurde das Gesicht der Soldatin grün angestrahlt, welche sich daraufhin ohne erkennbare Reaktion abwandte, das Abteil verließ und die Türe ohne ein weiteres Wort hinter sich schloss.

Feliks hob kurz seine Maske, und atmete ein paar Mal tief durch, während der Zug langsam durch die Landschaft rollte und Felder an seinem Fenster vorbei krochen.

Bald würde er in Zielitz in dem Safehouse sitzen, welches sie vor Einsatzbeginn eingerichtet hatten, und noch bevor er Leonid kontaktieren würde, würde er in aller Seelenruhe eine Zigarette rauchen.

Er war gespannt, wie Leonid sich das weitere Vorgehen vorstellte, und bereitete sich schon innerlich auf eine Standpauke vor.

Die weitere Fahrt verlief völlig ereignislos, wenn man von seiner Anspannung absah, als der Zug einen Halt in Mahlwinkel machte; dort am Bahnhof waren weitaus mehr Soldaten unterwegs.

Aber nichts geschah, auch die Soldaten wirkten eher gelangweilt, und kurz nachdem der Zug wieder angefahren war, kam die Soldatin vorbei, und erneut wurde seine Temperatur erhoben, ohne Auffälligkeiten.

Nun, ohne Auffälligkeiten bei Feliks, zumindest.

Ein paar Minuten, nachdem die Frau gegangen war, hörte er ein paar Abteile weiter Geschrei, von mehreren Personen, welches immer lauter wurde. Er konnte „beruhigen“, „Abstand“ und „stopp“ verstehen, woraufhin Feliks aufsprang, die Abteiltür öffnete und den Kopf hinausstreckte. Rechts, den Waggon weiter hinunter, drei Abteile weiter, standen die beiden männlichen Soldaten vor jenem Abteil, ihre Waffen im Anschlag, während in jenem Abteil heftig diskutiert wurde.

Einer der Soldaten bemerkte Feliks, und schrie ihm an, er solle gefälligst in seinem Abteil verschwinden.

Feliks tat wie geheißen, und gerade hatte er seine Türe geschlossen, als das Knallen zwei peitschender Schüsse durch den Waggon jagte. Sofort suchte Feliks sein Abteil nach einem

Fluchtweg ab; der obligatorische Hammer, mit dem man die Scheiben einschlagen konnte, fehlte natürlich!

Mehrere Minuten überlegte Feliks sich einen Plan, als hinter ihm erneut die Türe aufgerissen wurde. Feliks wollte in der Drehung schon auf die Frau in dem Türrahmen zuspringen, aber die Soldatin sagte lediglich knapp:

„Nächster Halt Zielitz, machen Sie sich bereit zum Aussteigen“.

Verdattert blickte Feliks die Frau an, welche nur leicht mit den Schultern zuckte, und dann das Abteil wieder von außen verschloss.

Feliks konnte Blut und Tod förmlich riechen, als er nach Ankunft in Zielitz zum Aussteigen an dem Abteil vorbeimusste, bei welchem die Soldaten vorhin noch gestanden hatten.

Spuren der Endzeit

Was zwischen den Events geschah

Guter Alkohol

Herbst 2019

5km östlich von Kassel

Autobahn 44 Kassel – Magdeburg

MadDog

Der Wind piff leise sirrend durch die Autowracks, während ein leichter Nieselregen alles in einem grauen Dunst zu ersticken versuchte, unterstützt von langsam dichter werdenden Nebel. Irgendwo krächte ein Vogel beeindruckend laut, und ließ MadDog zusammenzucken.

MadDog war 38 Jahre alt, knapp 2 Meter groß, und fast genau so breit. Früher hatte er fast jeden Tag im Fitnessstudio verbracht, und auch wenn das fehlende Training sicherlich seinen Tribut verlangt hatte, so war der Glatzkopf immer noch eine äußerst beeindruckende Gestalt, wenn er sich aufbaute.

Aus genau diesem Grund verstummte Krätze auch sofort, als er von MadDog grimmig angestarrt wurde; Krätze hatte losgeprustet, als dieser Berg von Mann bei dem Vogelgeräusch zusammgezuckt war.

Krätze war, zumindest physisch, das genaue Gegenteil von MadDog: zwar mit grob 1,80 Metern nicht gerade klein, aber man hatte ihn vor der Apokalypse nicht umsonst "Lauch-König" getauft.

Schlaksig war als Beschreibung noch untertrieben, und mit einem der Stöckchen-Arme wischte er sich eine der fettigen, blonden Strähnen aus dem Gesicht, und kratzte sich dann kurzerhand im zerzausten, ebenso blonden Bart.

Beide starrten wieder stumm in den Nebel, der sich mittlerweile dicht über dem Autobahn-Abschnitt zusammengezogen hatte und die Reihen der leeren Autowracks in kleine Schiffe auf einem grauen, milde wabernden Meer verwandelte.

Die beiden saßen schon seit Stunden in einem dieser Wracks, in einem nur halb ausgebranntem Van, den sie immer bezogen, wenn sie nach Wanderern Ausschau hielten. Der Van stand auf der rechten Fahrspur, und von hier hatte man einen sehr guten Überblick über die ehemalige Unfallstelle, auch waren in hier die zwei Verbrannten nicht zu riechen.

Nun, zumindest hatte man einen guten Überblick, wenn nicht gerade alles im Nebel verschwand.

MadDog grunzte leise, und Krätze nickte; zeitgleich schwangen der Berg und der Lauch sich aus dem Van, es machte heute keinen Sinn.

Sichtlich genervt starrten beide kurz nach oben in den Nieselregen, und zogen erneut nahezu zeitgleich die Krägen um den Hals, als MadDog die Hand hob.

Auch Krätze schien das schleifende, metallische Geräusch gehört zu haben, denn er starrte mit zusammengekniffenen Augen in den Nebel.

"Jackpot", grunzte MadDog leise, und beide schlichen leise den lauter werden Geräuschen entgegen.

Sie kannten dieses Geräusch, was jeder Wanderer verursachte, wenn er sich ohne Ortskenntnis durch dieses Schlachtfeld bewegte; Immer trat man auf irgendwelche Teile, die wie in einem Kriegsgebiet über die ganze Autobahn verteilt waren.

Als leise Gesprächsfetzen zu hören wurden, gingen Krätze und MadDog Links und Rechts einer kleinen Passage zwischen einem Bus und einem Lkw in Deckung.

Es schienen zwei Wanderer zu sein, und sie kamen näher; immer mehr Gesprächsfetzen drangen an die Ohren der beiden Lauernden.

Irgendwas von "Dirt", "Crawler City", "UN in Den Haag" und "Serum" war zu hören, ehe das Gespräch wohl zu Ende war. Die Wanderer gingen wohl schweigend weiter, die Geräusche kamen immer näher und näher, und als direkt in der Passage auf etwas zersplittertes Glas getreten wurde, holte MadDog aus, und schlug dem soeben um die Ecke kommenden Gesicht genau auf die Nase.

Zufrieden spürte MadDog die Nase unter seinen Knöcheln brechen, und als das Gesicht stöhnend nach unten verschwand konnte MadDog sehen, dass auch Krätze richtig reagiert, und dem anderen Wanderer ein Rohr durch das Gesicht gezogen hatte.

Auch Krätze grinste zufrieden, als beide Wanderer stöhnend zu Boden gingen, und wackelte freudig erregt mit dem Rohr.

"Geiel, beim ersten Schlag! Haste geseh'n?", rief er MadDog zu, der nur wieder grunzte, und dem vor sich liegenden Glatzkopf einmal ins Gesicht trat, bis auch dieser bewusstlos wurde.

"Jo.", grunzte MadDog nur.

Die beiden Wanderer zu dem Van zu schleppen gestaltete sich wegen dem dichten Nebel schwieriger als sonst, und der jüngere der beiden kam auf dem Weg zu Bewusstsein, was MadDog aber mit einem beherzten Tritt ins Gesicht wieder beendete.

Auf der Ladefläche wurden die zwei Wanderer erstmal ihrer Rucksäcke und Taschen entledigt, ehe Krätze sie zu einem schönen Paket verschnürte; beiden steckte er jeweils eine alte Socke in den Mund, die er immer für so einen schönen Zweck dabei hatte.

Während MadDog und Krätze die Rucksäcke durchsuchten, und wertvolle Dinge wie Konserven und Verbände beiseitelegten, wachten die beiden Wanderer gurgelnd und stöhnend wieder auf.

MadDog beugte sich dem Jüngeren zu, und zog diesem die Socke angewidert aus dem Mund, und warf jene dann sichtlich genervt nach Krätze.

"Dein Name?", fragte er grunzend den Jüngling.

"Gerry. Gerry Lane.", ertönte es von jenem dumpf.

"Eh, wie der Typ aus 'World War Z'? Will der uns verarsch'n, Dog? Der will uns verarsch'n!"

MadDog blickte Krätze bei dessen Worten ausdruckslos an, und trat Gerry dann ebenso ausdruckslos ins Gesicht, was jenen, erneut bewusstlos, scheppernd nach hinten auf die Ladefläche kippen ließ.

"Sein Name?", fragte er nun den älteren Kahlkopf, nachdem er auch diesem die Socke aus dem Mund zog und sie Krätze über die Schulter an den Kopf warf.

"Gerry Lane, so heißt er halt. Kanadier.", murmelte der Wanderer.

"Un'du?", grunzte MadDog zweifelnd.

"Ich heiße Kirdnaimongsol Mathisson, kurz Ikea, und bevor ihr mich je-" Mit einem Krachen fiel Ikea nach hinten auf die Ladefläche des Vans, und MadDog schüttelte kurz seine Rechte.

"Was für Aff'n.", murrte er nur, und widmete sich wieder den Rucksäcken.

MadDog und Krätze ignorierten das leise Gestöhne hinter sich, und durchsuchten weiter die Habseligkeiten von Gerry und Ikea, besondere Aufmerksamkeit genossen die beiden Spritzen-Behälter, die sie tief in Gerrys Rucksack fanden.

Eine davon wurde vorsichtig geöffnet, und Krätze schnupperte vorsichtig daran.

"Geiel, das is' Alkohol, Dog!", rief er, und nippte an dem Behälter. Kurz erschauderte er, und nippte nochmal daran, ehe MadDog ihm den Behälter entriss.

"Gib.", grunzte er nur, und nippte nun ebenfalls an dem Spritzenbehälter. Auch er konnte das scharfe Brennen schmecken, was starker Alkohol wohligh im Hals verteilt.

Nickend nahm er noch einen großen Schluck, ehe er den kläglichen Rest an Krätze zurückgab.

"Lass gehen. War ein guter Fang.", grunzte er wieder, und raffte die Habseligkeiten der Wanderer zusammen.

Krätze nickte, kippte sich den letzten Schluck "Alkohol" in den Rachen, und bewarf dann den stöhnenden Ikea, der sie die ganze Zeit ungläubig beobachtet hatte, mit eben dem Behälter.

"Ihr Lutscher.", war das letzte, was Ikea von den beiden hörte, ehe sie mit dem Besitz der Wanderer im Nebel und Nieselregen verschwanden.

Entnommen aus der Hintergrundgeschichte von Ikea und Gerry

Die Helden von Crawler City

Was während der Events geschah

Das alte Kino

Sommer 2020

Mahlwinkel

Crawler City

Karin

Karin liebte die Apokalypse. Gut, Liebe war vielleicht übertrieben, aber alles in allem hatte sich ihr Leben gar nicht mal so stark verändert.

Sie war schon immer für sich geblieben, hatte soziale Kontakte gescheut und immer ihr Ding gemacht; und genau das tat sie auch seit dem Seuchenausbruch.

Die blonde 27-Jährige pflückte ein paar weitere Beeren von einem Busch und ließ jene in einer Thermoskanne verschwinden, welche sie zu einer "Beeren-Sammelflasche" umfunktioniert hatte. Sie liebte den Sommer; es war angenehm warm, die Natur blühte in voller Pracht, und überall ließ sich essbares finden; auch diese merkwürdigen Kräuter, welche von dem Händler in Oldenburg und von den Gestalten in der "Paltry-Bar" gekauft wurden, waren vielfach zu finden.

Eine warme Sommerbrise strich über Karins Gesicht, während sie die letzten Sonnenstrahlen des Tages genoss.

Es war auch Sommer gewesen, als sie sich auf den Weg zur Crawler City gemacht hatte, im letzten Jahr. Karin hatte sich die ersten Jahre nach der Seuche in Lübeck durchgeschlagen, in ihrer Heimatstadt. Dort war sie geboren und aufgewachsen, und hatte ihr ganzes Leben dort verbracht; man kannte jeden Stein, quasi.

Nur wirklich bewohnbar war Lübeck nicht mehr, dort hatte sich eine Bande von Verrückter niedergelassen, die jeden terrorisierten, derer sie habhaft wurden; und als Karin gesehen hatte, wie mehr als 20 dieser Gestalten ein bewohntes Postlager, oder sowas, gestürmt hatten, und die Bewohner nur knapp entkamen (mit einem tatsächlich funktionierenden Geldtransporter!), und so beschloss auch Karin, dass es Zeit war Lübeck den Rücken zu kehren.

Die junge Nomadin huschte weiter durch das Gestrüpp, und sammelte weiter hier und dort Beeren ein, jede kritisch beäugend; die eine Nacht voller Bauchkrämpfe hatte ihr Vorsicht gelehrt.

Karin war erst wenige Wochen hier in Mahlwinkel, aber hier wuchsen natürlich die gleichen Beeren wie sonst auch; nur vor den komisch großen Beeren im Norden der "Stadt" hütete sie sich; um das Werksgelände der Firma "..häri.g", oder so, wuchsen arg merkwürdige Beeren, denen sie nicht traute. In dem Gelände hatte sie mal Gestalten mit Gasmasken herumwuseln sehen, und

die Masken trugen die Besucher bestimmt nicht ohne Grund. Naja, sicher war sie sich da auch nicht, hatten die Gestalten auch mehrere Buchstaben des Firmennamens unter dem Arm; was auch immer sie damit vorhatten...

Alles in allem kam Karin gut zurecht; sie hatte sich ein kleines Lager aufgeschlagen, in einem der verfallenen Gebäude, und sammelte so viel sie konnte im Umfeld zusammen; was sie benutzen konnte, schleppte sie in ihre "Höhle", was für sie Unnütz war trug sie zu Karl. Karl war der einzige in Mahlwinkel, mit dem sie mehr als drei Worte gewechselt hatte; aber er kaufte schließlich auch ihren Plunder und hatte als einziger Serum im Angebot. Seine Preise waren zwar meist nie dem Aufwand gerecht, denn sie hatte den Kram zu sammeln, aber wie gesagt, war er der Einzige der das Zeug überhaupt kaufen wollte; abgesehen von den Kräutern halt. Jene kauften auch diese "Paltrys", wer weiß was die damit machten.

Warum die junge Frau von Karl immer "Nomadin" genannt wurde, hatte sie noch nicht herausfinden können, aber das war ihr irgendwie auch egal.

Solange er ihren Kram kaufte, konnte er sie auch "Hotzenplotz" nennen; Hauptsache er hatte Münzen und Serum.

Ein leises, aber stetig näherkommendes Knattern ließ die Nomadin verharren, und sie duckte sich hinter einen Busch, die Straße misstrauisch beäugend.

Es dauerte nicht lange, und eine weitere junge Frau "brauste" an Karin auf einem Roller vorbei, mit einer auffälligen gelben Tasche mit Posthorn.

Da war sie also.

Karin war sich sicher, dies war eine der Frauen, der sie nach Mahlwinkel gefolgt war; eine der beiden Frauen, die aus dem Gebäude in Lübeck mit einem Geldtransporter geflohen waren!

Damals war Karin den Spuren des Geldtransporters gefolgt, was sich dank des fehlenden Verkehrs gerade anfangs sehr einfach gestaltet hatte. Eine ganze Woche konnte sie dank der sommerlichen Trockenheit den Spuren folgen, ehe ein Sommergewitter die Spuren gänzlich verwischte.

Ziellos war die Nomadin weiter gen Süden gezogen, und im Frühling hatte sie dann tatsächlich den Geldtransporter gefunden. Er hatte wohl schon länger dort gestanden, wohl wegen der merkwürdig verbogenen Vorderachse nicht mehr fahrbereit.

Von den Frauen hatte jede Spur gefehlt, daher hatte Karin dort nicht lange verweilt, und war Anfang des Sommers in Mahlwinkel gelandet.

Und nun hatte sie die Frauen gefunden; nun, zumindest eine.

Vielleicht war das Gebiet um die Crawler City herum gar nicht so übel; bisher hatte Karin jede Menschenansammlung gemieden wie die Seuche; hatte sie doch schon vor der Apokalypse in Film, Fernsehen und ihren Büchern lesen können, was mit Alleinreisenden Frauen in der Endzeit so passieren konnte.

Aber wenn die beiden Frauen hier gut überleben konnten, warum dann auch nicht die Nomadin?

Sie widmete sich in der abendlichen Stille von Crawler City wieder ihren Beeren-Beschaffungsmaßnahmen, und wanderte weiter still durch das Geäst, während sie sich weiter dem alten Kino näherte. Hier war sie schon ein paar Mal gewesen, Nützliches war dort schon lange nicht mehr; aber ein weiterer Blick schadete sicherlich nicht.

Unbekümmert suchte sie auf ihrem Weg den Boden nach Kräutern ab, dass sie erst viel zu spät die kleine Ansammlung vor dem Kino bemerkte; als sie die Stimmen endlich wahrnahm, war es schon fast zu spät.

Fast wäre sie in die kleine Gruppe hineinspaziert, gerade so eben konnte sie sich noch leise hinter einem umgefallenen Baum fallen lassen.

Als niemand auf sie zu reagieren schien, lugte sie langsam über den Baumstamm zu der Gruppe; dort konnte sie Karl erkennen, genauso den kleinen quirligen Paltry, der immer ihre Kräuter aufkaufte, "Nagel" oder "Schraube" genannt; irgendwie sowas.

Zusätzlich konnte sie noch zwei der "Wissenschaftler" entdecken; jene Typen, welche das Serum kochten; einer ohne Haare, einer mit Haaren. Diese zwei hatte sie mal in der Handelsstation gesehen und sie hatten Karl Serum gebracht, und damit indirekt Karin gerettet, den Karl hatte kein Serum gehabt, als die Nomadin 5 Minuten vorher welches hatte kaufen wollen.

Auch den Priester, welcher gar kein Priester war, konnte sie erkennen, welcher gerade mit dem Typen sprach, der manchmal diesen Rabenhelm trug. Der Typ hatte diesen grade nicht dabei, aber diese komische, blutverschmierte Metallstange; nicht nur Karin beäugte diese misstrauisch, auch die zwei anderen ihr Unbekannten besahen sich das Teil immer wieder ungläubig. Den letzten im Bunde, ein breiter, bärtiger Mann, kannte sie auch nicht, und ein leichter russischer Akzent wehte mit den Gesprächsfetzen zu ihr herüber.

Die Nomadin blickte sich vorsichtig um, und seufzte dann leise; sie kam hier niemals unbemerkt weg, es war schon ein Wunder, dass sie unbemerkt an die Gruppe herangekommen war!

Während sie einen Fluchtplan nach dem anderen durchging, nickten sich die Gestalten zu, und anschließend verschwanden sie alle in dem alten Kino.

Leise atmete Karin auf, und so schnell und still, wie es ihr möglich war, verschwand sie hinter einer der Seitenwände des Kinos. Kurz schalt sie sich selbst für ihre Unaufmerksamkeit, und ging im Kopf kurz ihre weiteren Möglichkeiten durch, ehe die Neugier sie dann doch übermannte.

Vorsichtig schlich sie sich zur Rückseite des Kinos, zu einem der eingeschlagenen Fenster, durch welches sie schonmal das Kino fluchtartig verlassen hatte, weil sie andere Bewohner des Umlandes vor dem Kino gehört hatte.

Als unter ihrem Schuh laut ein Ast zerbrach, hielt sie inne, ärgerte sich innerlich über sich selbst, und lauschte auf Reaktionen innerhalb des Kinos.

Wieder hörte sie leise Gespräche, welche verstummten, als der Priester, der kein Priester war, laut anfang zu sprechen.

Laut, klar und brummend ertönte die Stimme des Mannes, der irgendeine Litanei in irgendeiner Sprache begann, die Karin nicht kannte; aber sie hätte 50 Crawler auf Latein gewettet.

Gleichzeitig begann der unbekannt Russe mit einer tiefen Stimme chor-ähnlich zu Brummen und zu Summen, und auch andere der Gruppe schienen einzustimmen.

Die Nomadin war bestimmt nie übermäßig gläubig gewesen, aber das Gehörte jagte ihr einen wohlig warmen Schauer über den Rücken. Verrückt, dass sowas die Endzeit überlebt, dachte sie sich. Aber Brot und Serum sind anscheinend für manche nicht Alles, was sie zum Überleben brauchen; Manche benötigen auch geistige Nahrung, so man Religion denn so nennen kann.

Karin beugte sich vor, um einen kurzen Blick auf die Messe des Priesters, der kein Priester war, zu erhaschen, bevor sie ihres Weges gehen wollte, und erstarrte, während gleichzeitig ihr Mund aufklappte:

Durch das Fenster konnte sie in dem recht dunklen Innenraum sehen, wie der Priester, welcher kein Priester war, umringt von den anderen in der Mitte des Raumes stand, in der Mitte eines Pentagramms. Die anderen standen, mit einer Kerze in der Hand, an den Spitzen des Pentagramms, und summten und brummen weiter zu der Litanei des Nicht-Priesters, der die Arme weit von sich gestreckt hatte.

Als der Priester verstummte, deutete er abwechselnd auf Jeden der Teilnehmer, welcher dann einen Satz in einer für Karin fremden Sprache vortrug, immer begleitet von diesem tiefen Brummen und Summen, wie in einem Kirchenchor.

Der Nomadin kroch wieder ein Schauer über den Rücken, nur wohlig warm konnte man das Gefühl nicht wirklich nennen, welches ihr in die Glieder fuhr.

Mit offenem Mund stand sie an dem Fenster, unfähig sich abzuwenden, während Einer nach dem anderen seinen Spruch aufsagte. Als alle an der Reihe gewesen waren, drückte sich der Priester, welcher kein Priester war, merkwürdig durch, und sprach mit einer merkwürdig verzerrten Stimme jeden der Teilnehmer an, und fragte sie, was jener von den Toten wissen wolle.

Karin ließ sich langsam nach unten sacken, und drehte sich von dem Fenster weg, langsam und tief atmend lehnte sie sich an die bröckelnde Wand des Kinos. Die Nackenhaare stellten sich ihr auf, als sie jeden Teilnehmer, begleitet von dem Chor, Fragen stellen hörte, welche der Priester immer dröhnend mit verzerrter Stimme beantwortete.

Nach ein paar Minuten fiel der Nomadin selbst auf, dass sie hyperventilierte, völlig überrascht von dem Gesehenen, und sie beugte sich vor, auf alle Viere, und kramte hektisch und zitternd einen kleinen Plastikbeutel hervor, und stülpte sich diesen vor den Mund.

Den Beutel hatte sie immer dabei, sie kannte sich schließlich gut, und wusste das sie sowas in großen Stresssituationen übermannen konnte.

Weiter in den Beutel atmend, konzentrierte sie sich darauf, langsame und tiefe Atemzüge zu machen, und langsam ließ auch das Zittern in ihren Gliedern nach. In ihrem Kopf sagte sie immer wieder die Zeilen *" Enden? Nein, hier endet die Reise nicht. Der Tod ist nur ein weiterer Weg, den wir alle gehen müssen. Der graue Regenvorhang dieser Welt zieht sich zurück und verwandelt sich in silbernes Glas; und dann siehst du es: Weiße Strände, und dahinter ein fernes grünes Land unter einer rasch aufgehenden Sonne."*, immer wieder.

Diese Zeilen hatten ihr als Kind schon durch so manche Panikanfälle geholfen, nichts konnte ihr so gut da durchhelfen wie ihr Lieblingszitat von Gandalf..

Als sie sich wieder etwas beruhigt hatte, atmete Karin erleichtert durch, und lehnte sich zurück, in eine sitzende Position; erst dann fiel ihr die Stille auf. Alles war ruhig. Alles.

Sofort ging ihr Blick zu dem Fenster über ihr, und die aufwallende Panik ebte direkt wieder ab, als niemand sie anstarrte. Geschickt sprang sie aus dem Sitzen in eine Hockposition, und lugte vorsichtig durch das Fenster, auf alles gefasst.

Aber das alte Kino war wieder leer, und nun konnte sie durch das Kino wieder leise Stimmen hören; die Freaks mussten wieder vor dem Kino stehen.

Leise, diesmal sehr auf alte Äste achtend, schlich die Nomadin wieder an die Seite des Kinos, und lehnte sich leicht um die Ecke. Tatsächlich, sie standen alle vor dem Kino, und zu ihrer Beruhigung war die Gruppe auch vollzählig.

Die Freaks unterhielten sich noch ein paar Minuten, und Karin duckte sich wieder hinter einen Busch, als die Gruppe sich dann schweigend auf den Weg Richtung Crawler City machte.

Die Nomadin ärgerte sich, die Gruppe fing erst wieder ihr Gespräch an, als sie die Nomadin passiert hatten und schon einige Meter weg waren. „Seancé“ und „Geisterbeschwörung“ war das Einzige, was sie verstehen konnte.

Aus Neugier getrieben, bewegte sich die Blondine leise hinter der Gruppe her, immer neben der Straße im Geäst bleibend. Gut hundert Meter konnte sie der Gruppe unbemerkt folgen, leider ohne weitere Gespräche belauschen zu können, ehe neben ihr ein kleiner Ast von einem Baum zersplitterte.

Sofort ließ Karin sich fallen, mitten ins Unterholz, den Blick weiter auf die Gruppe. Hatten jene sie entdeckt? Hatten jene ernsthaft auf sie geschossen?!

Doch die Gruppe blickte nicht mal in ihre Richtung, alle blickten voraus, einer fing gerade an zu Lachen, als ein Knall weiter vorne ertönte. Die Gruppe erstarrte, und plötzlich fiel einer der Karin unbekanntem um wie ein Sack Reis, und die Gruppe glotzte den Umfallenden nur an, wie blöde Schafe. Karin wollte grade, entgegen aller Instinkte eine Warnung rufen, als der zugehörige Knall von weiter vorne ertönte.

Nun blickte die ganze Gruppe irritiert nach vorne, während nicht weit von Karin entfernt wieder Holz zersplitterte. Der Priester, welcher kein Priester war, und der Typ mit der Metallstange fingen sich als erste, und hechteten von der Straße ins Gehölz, während wieder ein Knall ertönte.

Nun reagierte auch der Rest, und "Schraube" griff sich einen der Wissenschaftler, und zog jenen ins Gebüsch, während auch der Russe sich mit einem Hechtsprung selbst von der Straße entfernte.

Auch die restlichen hatten sich von der Straße in Sicherheit gebracht, nur der eine Verwundete oder Tote war noch zu sehen.

Karin war zu Jung zum Sterben, dachte sie sich, während um sie herum weiter immer mal wieder Holz zersplitterte. Da sie sich ziemlich sicher war, dass die Angreifer nicht die Nomadin im Ziel hatten, richtete sie sich auf in eine Hockposition, und trat langsam und gebeugt den Rückzug an, das Geschrei und Geratter von Gewehren und Pistolen hinter sich ignorierend. Sollen sie allemal machen.

Leise verschwand die Nomadin unter den letzten Sonnenstrahlen hinter dem Kino, während hinter ihr die Hölle losbrach.

Entnommen aus der Hintergrundgeschichte von „Conny Andrich“ und beruhend auf wahren Gegebenheiten.

Eine Heimat für Karlo

Sommer 2018

Verbindungsstraße Crawler City – Oldenburg

Mahlwinkel

Karlo

Karlo war angepisst. Die ganze Nacht hatte der einsame Wanderer pitschnass in einer kalten Ruine verbracht, welche von dem anhaltenden Regen ganz durchgenässt und klamm war. Eingerollt in einer muffigen Decke hatte er immer wieder dem Tropfen des Regens und den anderen Waldgeräuschen gelauscht, durch den tagelangen Regen hatte er nicht das geringste bisschen Lust verspürt, auf die Jagd zu gehen.

Zumal das Geknalle, welches immer wieder, um Crawler City zu hören war, die Jagd im Allgemeinen anspruchsvoller machte, außerdem hatte er sich erst am frühen Abend einen Vogel gegönnt, der das Unglück innehatte, quasi direkt in Karlos Magen zu fliegen.

Nun, in der Not frisst der Teufel fliegen.

Früher... Früher war das alles anders gewesen. Da war Karlo nur zum Spaß auf die Jagd gegangen; um Essen hatte man sich nie Sorgen müssen. Aber Karlo war nach wie vor ein geübter Jäger, und die Katastrophe hatte ihn wieder schmal werden lassen, richtiggehend gestählt.

Während andere verhungerten; an der Seuche starben; Menschen mit übler Moral in die Finger, oder den ganz Verrückten in die Pfanne gerieten; während all dieser schlimmen Schicksale ließ Karlo es sich halbwegs gut gehen.

Natürlich musste man aufpassen in der Gegenwart der Siedler, nicht jeder sah ihn gerne, aber um Crawler City herum fühlte er sich eigentlich sehr wohl; manche mochten ihn sogar sehr gerne.

Natürlich war er als Schnorrer verschrien, aber immer mal wieder fiel was für ihn ab, und aus genau diesem Grund war der Einzelgänger auf dem Weg nach Crawler City.

Günnis Essen konnte man förmlich auf hunderte Kilometer Entfernung riechen, und oft genug hatte der ältere Koch Karlo etwas Essen abgegeben; wenn das mal kein Grund war, in die Siedlung zu spazieren.

Die Straße, welche sich in einer völlig geraden Linie auf die Siedlung zu durch den Wald fraß, war gerade eben noch völlig leer gewesen, aber Karlo konnte in einiger Entfernung diese Höllenmaschine der Siedler auf die Straße, auf ihn zu, Einbiegen sehen. Karlo verstrich sich sofort in das Unterholz am Straßenrand, und schlich leise weiter auf die Siedlung zu, ohne auch nur ein einziges Geräusch zu verursachen; er hielt nur inne, als der gigantische Postroller ohrenbetäubend an ihm vorbeiknatterte.

Tief geduckt schlich Karlo Meter um Meter an die Siedlung heran, jegliche Geräusche von anderer Beute ignorierend; die konnte man immer noch jagen, wenn sich das ja im Vergleich viel einfachere Jagen in Günnis Küche nicht auszahlen sollte.

Erneut hielt der Jäger inne als er Rufe von der Straße vernahm, und kletterte im Anschluss auf einen nahestehenden Baum; von dort hatte er einen hervorragenden Überblick auf die Straße, und sofort entdeckte er auch die paar Gestalten, welche mitten auf der Straße standen.

Einer von ihnen trug ein weithin erkennbares, rotes Kopftuch; ein anderer, breiter und stämmiger Mann mit Rauschebart standen neben einer knienden Gestalt, welche sich wiederum die rechte Hand vor die Brust presste, sichtlich von Schmerzen geplagt.

Sich an den Ast klammernd konnte der stille Beobachter sehen, wie sich Rotkäppchen und Waldschatrat erregt unterhielten; immer wieder deutete der Pirat mit dem Kopftuch auf den Handhalte-Mann; während er dem Rauschebart Rassismus vorwarf.

Karlo bekam nicht sonderlich viel von der Unterhaltung mit, aber scheinbar war der Hand-Halte-Mann für Diebstahl bestraft worden, was den Jäger nur mit der Nase rümpfen ließ. Hätte man IHN bestohlen, er hätte den Dieb nicht so leicht davonkommen lassen. Ein Schlag auf die Pfoten tat zwar sehr weh, und konnte in der Wildnis schon mal zum Tode führen; ein Garant für ein Ableben war eine gebrochene Hand aber nicht; ein Schicksal, welches nach Karlos Meinung einem Futterräuber durchaus gut zu Gesicht stand, wo er so darüber sinnierte.

Mit einem Kopfrucken schüttelte der Jäger die Gedanken fort, nur um zu bemerken, dass die Kolonisten schon gegangen waren. Karlo saß noch ein paar Minuten auf seinem Posten, und lauschte den Geräuschen des Waldes, ehe er sich lautlos von dem Baum fallen ließ.

Früher wäre das nicht so lautlos passiert, aber in den ersten Monaten nach dem Zusammenbruch hatte er einige Kilos verloren; Kilos, die er sich quasi aus Bequemlichkeit angefressen hatte. So war das halt, wenn man plötzlich um sein Essen kämpfen musste; wenn man plötzlich auf den eigenen Körper angewiesen war beim täglichen Überlebenskampf.

Der graue Einzelgänger begann wieder seinen Weg in die Kolonie, immer wieder blieb er stehen, um auf Geräusche zu lauschen; das Getier im Wald interessierte ihn im Moment herzlichst wenig, viel mehr achtete er auf Geräusche von Menschen. Je näher er der Siedlung kam, desto eher traf er auf Menschen, logisch. Aber ganz traute er den Kolonisten nicht; weiter draußen war eine kleinere Siedlung von streng riechenden Kolonisten, die er weitestgehend mied. Was er dort gesehen hatte, ließ ihm immer wieder einen Schauer über den Rücken jagen. Wie sie einfach einen anderen Jäger wie ihn gefangen und zerteilt hatten, um die Überreste dann in einen Topf zu werfen...

Nun, die Endzeit bringt die widerlichsten Kreaturen hervor; zum Glück riecht man die Schlächter hunderte Meilen gegen den Wind, so dass man ihnen gut aus den Weg gehen konnte.

Karlo erreichte das Ende des Waldes, und direkt hinter der Waldgrenze türmte sich einer dieser zerfallenen Wohnblöcke auf, in dem seit Ewigkeiten niemand mehr sesshaft gewesen war. Karlo hatte in diesem Grab für Erinnerungen genächtigt, ehe er die Siedler auf der anderen Seite in dem gegenüberliegenden Block bemerkt hatte.

Nichts war zu hören, und so lief er geduckt und eng an der Wand an dem hohen Betonklotz entlang, bis er um die Ecke auf den großen Exerzierplatz blicken konnte; er mochte so offenes Gelände nicht wirklich; jeder konnte einen sehen, alles Mögliche konnte einen attackieren.

Ein Blick über die große Freifläche nach Links, ein Blick nach Rechts, und eine kurze Überlegung später sprintete der Freigeist los.

Fast nur Zentimeter über dem Boden huschte Karlo über den Exerzierplatz, nicht ohne die beiden Wachen vor der Eingangstüre aus den Augen zu lassen. Die beiden ließen ihre Blicke zwar gelangweilt durch die Gegend schweifen, aber sie bemerkten den Sprinter nicht; manchmal hat man einfach Glück und die blindesten Menschen überhaupt müssen Torwache schieben. Über den Schutt flitzend erreichte Karlo die Hauswand des riesigen Betonklotzes, welcher auch als "Crawler City" bekannt war, und mit einem Hechtsprung, der auch im Guinnessbuch der Rekorde hätte Einzug halten können, flüchtete der Einzelgänger durch ein halb zerschlagenes Fenster in die Kolonie.

Hinter dem Fenster eröffnete sich der Karlo schon bekannte, muffige und dunkle Gang, in dem man sich so wunderbar verstecken konnte; dies tat der Jäger auch. Hinter einer an die Wand angelehnten Türe verschnaupte er kurz, gleichzeitig die Umgebung sondierend.

Selbstverständlich hatte das Gebäude schon bessere Tage gesehen; auch die Anwesenheit der Bewohner machte sich auch an den Gerüchen bemerkbar, welche sofort auf Karlo einströmten.

Normalerweise hielt er sich ausschließlich im Wald und den Ruinen um Crawler City herum auf; die starken Noten von Schweiß, Blut, Angst und verrottenden Dingen überraschten ihn jedes Mal aufs Neue, wenn er die Kolonie betrat.

Die Nase gerümpft schlich er wieder geduckt voran, dem stärker werdenden Geruch nach Essen entgegen; der Duft von Fleisch, Fett und anderen Leckereien ließen Karlo immer schneller, und damit auch unvorsichtiger werden; fast wäre er auf seinem Weg in einen Koloniebewohner spazierte, gerade eben konnte er seinen Kopf noch hinter den Türrahmen zurückziehen; an Wand und Boden gepresst wurde der Endzeit-Ninja einfach von dem Bewohner übersehen.

Weitere Bewohner kamen aus der Tür, miteinander schwatzend, Karlo ebenfalls nicht bemerkend. Sie sprachen teilweise eine hart klingende Sprache, die der Leichtfuß nicht kannte, und gingen polternd den Gang entlang. Was ein „Alec“ ist, und warum man das entführen sollte, erschloss sich Karlo nicht wirklich.

Seltsame Menschen, seltsame Gespräche.

Geduckt hockte Karlo weiterhin unbemerkt direkt neben dem Türrahmen, während sich die Kolonisten schwatzend entfernten; Karlo nutzte seine Chance und huschte weiter an der Wand entlang in Richtung Essensdüfte, jedes Häufchen Schutt und Dreck als Deckung nutzend.

Unbehelligt erreichte er Günnis Königreich, die Küche, und schlüpfte leise in ebenjene. Sofort brandeten ihm förmlich allerlei Gerüche entgegen; altes Fett, Speckklappen, merkwürdige Gewürze, die er schon mal im Wald gerochen hatte; ein wildes Potpourri an Düften, die Karlo zum Sabbern brachten.

Aus genau dem Grund, den alles einnehmenden Gerüchen, hatte er wohl die Frau nicht bemerkt, die neben der Türe an einem Tisch stand, und mit einem Messer irgendetwas orangenes zerhackte; beziehungsweise bemerkte er sie viel zu spät:

Sie hatte ihn nämlich sehr wohl wahrgenommen, als er in die Küche spazierte war, und bevor er reagieren konnte, hob sie ihn dreisterweise einfach vom Boden auf.

Er wehrte sich kurz nach Kräften, bis sie begann, ihn hinter den Ohren zu Kraulen; das hatte schon ewig keiner mehr gemacht!

Ohne es beeinflussen zu können, begann der Kater tief brummend zu schnurren, und ließ sich von der Frau durch die Küche tragen, dabei entspannte er sich immer mehr. Wer ihn so kraulte, konnte ihm schlecht was Böses wollen.

Nachdem er sich ein paar Minuten hatte streicheln lassen, die Frau ihn irrtümlich als "niedliche Katze" betitelte und er sie ordnungsgemäß als sein Eigentum markiert hatte, wurde er von ihr auf den Tisch in der Mitte der Küche gesetzt. Kurz überlegte er, dieses gläserne Behältnis von dem Tisch zu schubsen, um zu beobachten, was passieren würde; aber die Frau war schon dabei, ein paar kleine Fleischstücke vor ihm auf den Tisch zu legen.

Hastig verschlang er die paar Stückchen Rattenfleisch und beobachtete misstrauisch, wie die Frau weitere Stücke Fleisch in einen großen Topf warf; im Anschluss wurde er wieder hochgehoben, und nach einem kurzen Transport durch die Küche wurde er vor einer Schale mit matschigen Haferflocken abgesetzt; in der Schale landeten ebenfalls noch platschend ein paar Stücke Fleisch.

Karlo blendete die Welt völlig aus, als er sich über die Schale hermachte und dabei von der Frau sachte gestreichelt wurde; natürlich nahm er wahr das Draußen irgendjemand herumschrie, aber was kümmerte es ihn, wenn vor ihm Futter stand und das verfilzte Fell mal wieder ordentlich gekrabbelt wurde?

Erneut musste Karlo einen Guinness-Weltrekord aufgestellt haben, so schnell wie die Schale restlos geleert wurde, und leise schnurrend strich er noch der Frau, welche wieder irgendwas am Hacken war, um die Beine; sein Eigentum musste penibel markiert werden.

Zufrieden stolzierte Karlo aus der Küche, sein neues Heim inspizierend; wenn man so gekrault und verköstigt wurde wäre es hirnrissig, nicht hier zu verweilen!

Natürlich musste man erst observieren, ob hier nicht auch Artgenossen im Kochtopf landeten, aber die Frau hatte ein Krabbeln auf Lager, welches nur Katzenfreunde draufhatten.

Neugierig strich der Kater durch die Gänge, sich nach wie vor aus direktem Blickfeld anderer Menschen haltend; nur einmal trat er an einen Menschen heran, welcher schnarchend und scharf nach Alkohol riechend in einem Raum am Rand herumlag.

Die Spürnase konnte nichts Interessantes entdecken, und wunderte sich nur, warum der Mensch die eigene Hose mit Urin markiert hatte; roch sie doch eh schon nach ihm.

Immer mehr Mut fassend strich Karlo in dem Raum sogar dem Piraten mit dem Kopftuch um die Beine, welcher auf einem bequem aussehendem Sofa saß und etwas stark stinkendes trank; beim Schnuppern zog der Geruch dieses Getränks scharf und beißend in Karlos Nase.

Der Pirat mit dem Kopftuch ließ sich sogar dazu herab, eine Pranke auf Karlos Kopf zu legen, und diesen dann mit gekonnter Hand zu krabbeln; Karlo war angekommen.

Schnurrend saß er eine Weile bei dem Rotkäppchen, auch wurde jener ordentlich als Karlos Eigentum markiert; im Anschluss verzog sich Karlo wieder in die Küche zu der Frau; vielleicht konnte man ja noch Essbares auftreiben?

Während die Frau weiter Menschendinge tat, untersuchte Karlo zufrieden und entspannt die Küche, brachte heroisch eine Wollmaus zur Strecke, und dehnte sich dann einmal auf voller Länge, ehe er auf das Fensterbrett sprang und die mittlerweile herausgekommene Sonne genoss.

Ein Blick nach hinten verriet ihm, dass die Frau sich größtenteils mit dem Topf beschäftigte, und beruhigt rollte er sich auf der Fensterbank sonnend ein, und döste vor sich hin.

Wenig später wurden Karlos Träume von gefangenen Mäusen und haufenweise Dosen Katzenfutter jäh von weiterem Geschrei unterbrochen, und müde blinzeln stellte er fest, das Frau und Topf verschwunden waren. Gähnend richtete er sich auf, und streckte sich buckelnd, ehe er sich neugierig von der Fensterbank auf den platt getretenen Erdboden hinter dem Haus fallen ließ.

Mit erhobenem Schwanz trippelte der Kater an der Hauswand entlang Richtung Straße, und hinter der Ecke konnte er den Grund für das Geschrei entdecken:

Auf der Straße befand sich eine provisorische Straßensperre der Kolonisten, hinter der 3 Menschen standen, vor der Sperre stand sein Pirat.

Karlo trippelte weiter mit schwerem Magen zu der Straßensperre, und setzte sich stumpf neben einem der Menschen an der Straßensperre zwischen die Holzbretter, neugierig alles beobachtend.

Sein Blick lag wohlwollend auf dem Kopftuch-Menschen, der vor der Sperre stand, und sich einen Wortwechsel mit den anderen lieferte; das Geschrei störte den Kater nur minimal.

Langsam begann er sorgfältig, erst die rechte, und dann die Linke Pfote zu putzen; scheinbar völlig unbemerkt von den Umstehenden.

Die Menschen zielten mit ihren Knallstöcken aufeinander, wie üblich, und der neben Karlo schrie "Leg die Waffe weg – alles gut – bleib RUHIG – KOMM RUNTER MANN!", was ihm einen Missbilligenden des Katers einbrachte, welcher für das Zeichen der Geringschätzung extra seine Fellhygiene unterbrach.

Rotkäppchen schrie seinerseits herum, und zeigte einem der anderen seine mittlere Kralle, warum auch immer.

Das schien einem der Menschen bei der Sperre nicht zu gefallen; dieser lief beobachtet von Karlo, zum dem Piraten.

Diesem schien das wiederum nicht zu gefallen, rammte er dem Beleidigten doch seinen Knallstock in den Bauch, und behauptete dreist schreiend, dass das hier draußen SEINE Welt wäre, die Kolonie nur die Welt der anderen; Drinnen wären die anderen die Stecher, Draußen ER der Ficker.

Hätte Karlo schnaufen können, hätte er es lautstark getan; was beanspruchte der Pirat einfach Karlos Welt für sich?

Pikiert widmete sich der Kater wieder seiner rechten Pfote, beobachtete jedoch dabei genau, wie der Kopftuch-Mann, von anderen als "Tex" angesprochen, den anderen Mann weiter mit dem Knallstock bedrohte und ihm immer wieder in den Bauch pikte. Der Mann kam förmlich nicht weg von dem Knallstock, Tex drückte das Teil immer hinterher, wenn der Mann sich wegbewegen wollte.

Tex brüllte dem Mann ein "Bewegst du dich noch ein Stück, fängst du dir eine Kugel ein, du Fickfehler! Du bist viel zu fett, um rechtzeitig wegzukommen!", was von den anderen an der Straßensperre mit Gemurmel und erhobenen Knallstöcken quittiert wurde.

Während Karlo sich weiter ausgiebig putzte, und im Anschluss genüsslich auf dem Boden zusammenrollte, kam wieder Bewegung in diese festgefahrene Situation.

Tex grabbelte mit seiner Linken in einer Tasche herum, während er mit der Rechten weiter den Knallstock auf den Menschen vor ihn richtete, und zog dann einen Tannenzapfen hervor; genau so ein Ding, mit denen Karlo immer fangen übte und spielte; nur in Grün. Den Knallstock gesenkt, zog Tex einen Splint aus dem grünen Tannenzapfen, und hielt jenen hoch.

"Naah? Seid ihr Wixxer bereit zu sterben? ICH hab nix mehr zu verlieren, wie sieht es mit euch aus?"

Den Tannenzapfen fanden die anderen genauso spannend wie Karlo, welcher sich wieder aufrichtete und durchstreckte, den neugierigen Blick immer auf dem Piraten mit der Granate in der Hand; zu Karlos Rechten traten dann immer mehr Menschen dazu, welche alle riefen, Tex solle einfach gehen und die verschissene Granate weglegen, alles wäre okay.

Der Kater beobachtete, wie der Pirat sich immer mehr, rückwärtsgehend, entfernte, als neben Karlo plötzlich einer der Kolonisten mit starkem Akzent schrie: "EEEH, Großfresse! Wir haben deinen Sohn!"

Während Karlo sich eher an dem Geschrei an sich störte, schien dem Rotkäppchen mehr der Inhalt nicht zu gefallen; der warf einen kurzen Blick zurück und rannte dann los, weg von den anderen Menschen; woraufhin dann die Hölle losbrach:

Alle fingen an zu schreien, und begannen, Tex hinterherzurennen; der hatte sich ins Gehölz geschlagen, was nun auch Karlo tat. Wie von der Tarantel gestochen flitzte der Kater von der Sperre weg in den Wald, nur weg von dem Geschrei, immer durch den Wald, die Menschen ignorierend, die hinter ihm durch das Geäst brachen, auf der Verfolgung vom Piraten.

Karlo raste immer weiter und weiter, bis er in einer Kurve plötzlich aus dem Wald schoss, immer noch panisch verkroch er sich in dem nächstbesten Versteck: Ein Auto stand in der Kurve, mitten auf der Straße; ein wahrer Glücksfall für das Katzentier, standen in ein paar Metern Entfernung nämlich einfach schon wieder Menschen!

In seinem Versteck verharrend beobachtete Karlo die Menschen vor sich, und sondierte erstmal die Bedrohungslage: Niemand hatte ihn gesehen, hinter ihm waren in weiter Entfernung die Menschen von der Sperre zu hören, aber sonst war alles ruhig.

Vor ihm hielt die Stimme des Rauschebarts eine fesselnde Rede über einen Bob, und als Karlo unter dem Auto hervorlugte sah er dann auch, wie Rauschebart ein Glas mit Dreck hochhielt.

Neben dem Rauschebart stand vor einer Menschentraube ein Menschenjunges, welches eine Art Kreuz hielt, wie auf diesen Bildern, die Karlos frühere Mitbewohnerin an der Wand hängen hatte.

Laut dem Menschen mit dem Glas voll Dreck war ein Bob tot, ein ehrenvoller Bounty-Hunter, und nun sollte ihm mit dieser Zeremonie Ehre gezollt werden. Wie der besagte Bob in dem Glas sein sollte, konnte Karlo sich nicht erklären.

Misstrauisch diesen Vorgang beobachtend machte Karlo sich so klein wie er nur konnte, und drückte sich an einen der Autoreifen, während er die Schuhe der vor ihm stehenden Menschen immer im Blick behielt; nur kurz drehte er den Kopf nach links, als von dort sich ein weiteres Fußpaar samt einem bekannten Geruch der Gruppe näherte, und zwischen den anderen Fußpaaren verschwand.

Von vorne hörte er leise, bedächtige Gespräche, ehe die Stimme des Rauschebartes befahl, auch nach hinten zu sichern; nicht das Tex bald Auftauchen und stören würde.

Kurz überlegte Karlo, ob Tex denn nicht denn nicht gerade am Auto vorbei in die Gruppe gegangen wäre, als auch schon die Hölle losbrach.

Knallend und fauchend ging ein Knallstock los, in mehreren Salven verspuckte das Höllending seine tödliche Fracht; fauchend kauerte Karlo sich auf den Boden, den Schwanz so buschig aufgestellt, wie es ihm möglich war.

Auch der Kopf, der krachend neben dem Kater auf den Boden schlug wurde wütend angefaucht, auch wenn das Loch in der Stirn der Fratze etwas ihrer Bedrohung nahm; so still herumliegend war der leblose Kopf dann gleich viel weniger bedrohlich.

Auf der anderen Seite des Autos landete der nächste Körper, und auch jener, der Rauschebart, wurde umgehend angefaucht, als dieser sich neben dem Auto in Deckung warf.

Karlo betrachtete kurz die Farbe auf der Haut des Rauschebartes, dessen Fell hatte eine sehr merkwürdige Farbe; viele schwarze Linien bildeten eigenartige Muster.

Als Rauschebart Karlo ignorierte, überlegte der Kater nur kurz, dem Mann einen Krallenhieb mit auf die Reise zu geben; aber die anderen auf den Boden klatschenden Menschen lenkten dann doch wieder ab.

Das Crescendo des Knatterns und Knallens rollte noch etwas über den verängstigten Kater hinweg, ehe das Auto über ihm begann zu vibrieren, als der Motor kreischend startete. Verwirrt nahm der Kater wahr, wie der Reifen neben ihm plötzlich und dreist einfach wegrollte, und kurz kauerte Karlo auf freiem Feld, ehe er sich an den Leichnam neben sich presste und sich erneut so klein wie möglich machte.

Der Lärm des Knallstockes verstummte, nur Karlos Pirat schrie noch ein "Und dich Ficker radier ich auch aus!" dem Auto hinterher; dann ward es still.

Karlo lugte über den Leichnam mit dem Loch über der Stirn, außer zwölf anderen Toten, oder Verwundeten, den Geräuschen nach, konnte er nicht entdecken. Eine halbe Minute wartete das Tier noch, ehe er blitzartig aufsprang und wieder in den Wald rannte.

Erneut rannte er, und rannte und rannte; so weit wie ihn die kleinen Beine trugen; mehr als einmal wäre er fast in ein Loch gebrochen, so hektisch und panisch versuchte er von diesem Chaos fortzukommen; so panisch, dass er zu spät bemerkte, dass er geradewegs auf Tex zu sprintete, welcher grade schreiend zu Boden ging.

Direkt im Anschluss ertönte wieder der Knall eines Knallstocks, und Karlo kroch umgehend tief ins Geäst eines Busches; schabend sorgten die Dornen für tiefe Kratzer, trotz seines dichten Felles.

Zitternd und voller Adrenalin hockte das Katzentier in seinem Busch, und beobachtete, wie andere Menschen aus der Umgebung sich um den fluchenden Tex sammelten; jener hielt sich ein Bein, dort hatte ihn offensichtlich der Knallstock gebissen.

Merkwürdigerweise verarzteten die anderen Karlos Piraten, während sie sich über den Sohn von einem "Günter Crawl" unterhielten, den Tex gegen seinen eigenen Sohn eintauschen wollte.

Da alle beschäftigt schienen, kroch Karlo langsam und vorsichtig rückwärts aus dem Busch, weg von den Männern.

Leise und dicht an den Boden gepresst robbte der Kater weg von der Mensentraube, die sich lautstark über Austauschpläne unterhielt, sichtlich abgelenkt und mit sich selbst beschäftigt.

Der Kater gewann immer mehr Abstand, und immer schneller entfernte er sich von der Gruppe. Als er endlich nichts mehr von den Menschen Hören und Riechen konnte, sprang und kletterte

der Kater einen breiten Baum hinauf, und verharrte dort vorerst, stets die Umgebung beobachtend.

Mehrere Stunden saß Karlo dort, langsam ging die Sonne unter; Karlo bemerkte das hauptsächlich an dem immer weniger wärmenden Licht; das des allgemein weniger Licht wurde, nahm er nicht wahr.

Während um ihn herum der Abend Einzug hielt, traute sich Karlo erst jetzt, sich aus seiner Position zu lösen, und mit einem Satz sprang er von seinem Hochsitz; erneut krabbelte er unter einen Busch und leckte sich das blutige Fell sauber. Hätte er Fluchen können, hätte er so einige der Zweibeiner mit passenden Bemerkungen versehen; aber so blieb er stumm und putzte sich ausgiebig sauber.

Nach seiner Katzenwäsche; die Dämmerung hing schon tief über Mahlwinkel; verließ er erneut seinen sicheren Platz, und stromerte zurück in Richtung Siedlung. Wäre er mittags einfach dortgeblieben, hätte er sich einfach kraulen lassen können; hätte er vielleicht noch mehr zu essen bekommen; hätte er definitiv diesen ganzen Stress nicht gehabt.

Leise trippelnd überquerte er schließlich die Straße an der Kolonie, die Zweibeiner an der Straßensperre ignorierten ihn gekonnt; sie suchten nach anderen Gestalten in der Dunkelheit. So dauerte es nicht lange, dass er wieder auf dem Fensterbrett der Küche saß, sich eine Ohren von der Frau kraulen ließ, und auch ein paar Stücke Ratte fielen ab für ihn.

Natürlich strich er der Frau um die Beine, Eigentum musste markiert werden, auch markierte er die Küche ausgiebig als sein Territorium, ehe er durch das Küchenfenster verschwand.

Karlo stromerte kurz um die beiden riesigen Betonklötze, ehe er sich wieder auf den Weg machte, die Straße entlang. Seinen Plan vor Augen, der Frau ein Geschenk zu fangen, führte ihn in die alten Gebäude entlang der besagten Straße, auf welcher so oft das gigantische Höllenmonstrum der Kolonisten knatterte. Hier hatte er schon häufig Mäuse und andere Leckereien gefangen, warum dann auch nicht hier ein Geschenk für die Streichelfrau besorgen?

Der Jäger der Nacht schlich erst durch das eine, dann durch das andere Gebäude; im zweiten war ihm wenige Sekunden nach Betreten klar, dass er hier kaum etwas finden würde:

Überall roch es nach Mensch, hier mussten vor Kurzem noch Zweibeiner gewesen sein.

Fast wollte Karlo schon woanders sein Mäuse-Jagdglück probieren, ehe ihm ein bekannter Geruch eine Fährte bot.

Es dauerte circa eine halbe Minute, ehe er den Ursprung des Geruches entdeckt hatte:

In einem der stockdunklen Räume hatte Karlo sich durch zwei Gitterstangen gepresst, und war kurz erschrocken angeschrien worden, als Karlo an der Hand von seinem Piraten geschnuppert hatte. Der Kater wiederum erschrak sich zu Tode, als Tex ihn schnell im Nacken griff, und sich dessen Hände erst fest um Karlo schlossen.

Zumindest bis zu dem Moment, wo Tex zu Fühlen schien, was er da in der Hand hielt. Vielleicht hatte auch nur das klägliche Maunzen von Karlo geholfen, wer wusste das schon.

Behutsam wurde Karlo wieder zu Boden gelassen, ehe eine streichelnde Hand direkt auf Karlos Kopf landete; ehe er auch nur an Flucht denken konnte; ehe er die nicht-gedachte Flucht ergreifen wollte, schnurrte er auch schon wieder.

Diese Streicheleinheit sollte schließlich besiegeln, dass Karlo immer wieder für mehr Krabbeleien in das abgelegene Gebäude stolzierte, bis sein Tex eines Tages fort war, und Karlo allein in Crawler City zurückließ...

Charakter-Geschichten und andere Lügen

Erzählungen vom Lagerfeuer und aus der Bratwa-Bar

Meine Karriere als Touristenführer in Berlin und wie HPZ-49 sie verhinderte (NEU)

~Gonzo

Juli 2012

Berlin

Club "Bunker 69"

Gonzo

Erster Teil

Es gibt Menschen auf dieser verdammten Welt, die eine Geschichte zu erzählen haben, doch diese für sich behalten. Und es gibt Menschen wie mich, die eigentlich nichts wirklich Interessantes zu sagen haben, es aber dennoch tun. Meine Erzählung beginnt mit einem Umzug von Frankfurt nach Berlin in meinem zwanzigsten Lebensjahr. Natürlich könnte ich Euch auch von den ersten zwanzig Hundejahren dieses anfangs so erbärmlichen Lebens schildern, doch es gibt zwei Gründe dies nicht zu tun. Erstens: weil es Euch sowieso einen Scheißdreck interessiert, und zweitens: weil ich es leid bin, dieses Drama von Vernachlässigung, Drogenmissbrauch und Perspektivlosigkeit immer und immer wieder zu wiederholen.

Als ich meinen zukünftigen Wohnort wählte, schien mir Berlin der ideale Platz zu sein. Eine Stadt wie ein völlig unstrukturiertes Projekt, welches droht, seinen Abschluss unangenehm in die Länge zu ziehen und jeden, der sich daran beteiligt, verschwinden zu lassen, als hätte es ihn niemals gegeben. Nach meiner Ankunft stellte ich fest: es wurde Zeit, mir die wichtigen Fragen des Lebens zu stellen. Ganz nach der Devise „ein Mann, der seine Wahl hinauszögert, für den werden unweigerlich die Umstände entscheiden“ begann ich mit dem Versuch, Fuß zu fassen. Die ersten kleinen Schritte sind es wohl, sich eine geeignete Bleibe und einen Job zu suchen, in dem man nicht jeden Tag darüber nachdenkt, seine Arbeitskollegen standrechtlich erschießen zu lassen. Ein kleines Drecksloch, das der Vermieter als Wohnung bezeichnete, war schnell gefunden und an einem Ort, der zu Hälfte aus Wahrzeichen und zur anderen Hälfte aus zwielichtigen Bars und heruntergekommenen Clubs bestand, fiel mir die Wahl leicht, womit ich mir meine Brötchen in Zukunft verdienen würde. Da mich allein der Gedanke daran, eine nervige Touristengruppe von einem alten Gebäude zum nächsten führen zu müssen, schon zwang zu kalkulieren, wie dick wohl ein Strick sein müsse, um das Gewicht meines toten, leblosen Körpers zu tragen, entschied ich mich für letzteres.

Die Gastronomie und Clubkultur der Hauptstadt verschlang Personal, als gäbe es eine unendliche Quelle von Idioten wie mir, die nur darauf warteten, für einen Hungerlohn ihre wertlose Seele zu verkaufen und für neun lausige Euro in der Stunde den durstigen Massen zu geben, nach was auch immer sie gerade verlangten. Angestellt wurde ich von einem

schmierigen Anzugträger, der die Spelunke, in der ich arbeiten sollte, als „sein kleines Hobby“ bezeichnete. Alle paar Monate schaute er mit einem Harem neuer Frauen vorbei, eine dümmere als die andere, mixte schlechte Drinks und redete, als würde er jeden Abend hinter der Bar seiner angeblichen Szenekneipe stehen und Leute bedienen, die nicht einmal halb so viel Geld hatten wie er. Doch sobald er den Laden verlassen hatte, genoss ich mein berufliches Nachtleben in vollen Zügen. Wo, wenn nicht hier, hätte ein Mann wie ich die Möglichkeit, seinen Gegenüber langsam zu vergiften, und noch dafür bezahlt zu werden?

Nach ein paar Monaten stellte mein damaliger Boss einen Mann namens Boris ein. Er sollte mir beibringen was es heißt, eine Kneipe zu leiten und mich zu einem richtigen Barkeeper ausbilden. Boris war eine Berliner Untergrundlegende, bei der es wirkte, als würde sie in allen Kneipen der Stadt so gut wie jeden kennen. Er legte ein Suchtverhalten an den Tag, welches die schlimmsten Junkies blass werden ließ und wirkte dabei stets seriös und souverän, wie ein alter Kapitän, der sein rostiges Schiff auch noch nach drei Flaschen Rum in den sicheren Hafen steuern würde.

Sein Aussehen erinnerte an einen alten Cadillac Brougham, welcher schon tausende Meilen hinter sich gelassen hatte. Von genialen Ingenieuren entwickelt und gebaut für die Ewigkeit, doch irgendwann runter gerockt und verschlissen am Straßenrand stehen gelassen. Sein mit Liebe, über Jahre hinweg gezüchteter Bierbauch stand vor ihm wie ein mächtiger Panzer, der bei seinen Feinden Angst und Schrecken verbreitete. Ein Mann wie eine Lokomotive, dessen, vom Zigarettenrauch vergilbter, Schnauzbart die Damenwelt über 40 Jahren in kreischender Ekstase zusammenbrechen ließ.

Er war einer von Gottes ganz eigenen Prototypen, ein hochgezüchteter Mutant, der niemals für die Massenproduktion zugelassen wurde. Zu Wahnsinnig, um zu leben, doch zu selten, um zu sterben. Kurz gesagt: wir verstanden uns prächtig.

Schon nach einigen Wochen funktionierten wir zusammen wie eine gut geölte Maschine, nur darauf ausgelegt, so viel Zaster wie möglich aus der kleinen Kaschemme zu pressen. Hingebungsvoll widmeten wir uns dem Umbau der Bar zu unserem persönlichen Paradies der Kleinkriminalität. Unter den Augen unseres Chefs mieteten wir eine mittelständische Wohnung direkt nebenan und brachen in Nacht und Nebel eine angrenzende Wand ein, um einen permanenten Durchgang in unser neues „Hinterzimmer“ zu schaffen. Den Zugang zwischen zwei Schwerlastregalen im Lagerraum verhängten wir mit einem großen alten DDR-Banner, welches so auffällig war, dass es Niemand wagen würde, seine Integrität mit einer Berührung zu verletzen. Nur wir wussten, was sich hinter diesem eisernen Vorhang des Kalten Krieges verbarg, und teilten dieses Geheimnis nur mit wenigen von uns handverlesenen Verrückten, die Tag für Tag Geld in unsere Kasse fließen ließen.

Wie im Rausch begannen wir, uns unzählige Nebenverdienste in diesem Etablissement aufzubauen. Freitag nachts veranstalteten wir eine Pokerrunde mit hohen Einsätzen, bei der wir schon am Eintrittsgeld ordentlich kassierten. Wir begannen eigenen Schnaps zu destillieren

und verkauften ihn dreist an der Bar, ohne, dass auch nur ein Cent an den schleimigen Besitzer ging. Während ich an der Theke stand und die nichtsahnende Bevölkerung bediente, verteilte Boris im Hinterzimmer Methanolshots an die wahren Feinschmecker dieser Stadt. Das kleine Schlafzimmer, welches direkt neben der Toilette war, auf der die Ablage über der Spülung es möglich machte, so entspannt wie nirgends sonst eine Nase zu ziehen, vermieteten wir zum Schnäppchenpreis an eine nette Prostituierte, die häufig vor unserem Laden stand. Wir waren wie Könige in einem von uns geraubten Reich und der Rubel rollte!

Ich wollte für niemanden Drogen, Alkohol, Gewalt oder Wahnsinn bewerben,
doch für mich haben sie immer funktioniert. ~Gonzo

Zweiter Teil

Stell Dir einen großen, voluminösen Scheißhaufen vor; wie er da liegt in seinen ungesunden Braun- und Olivtönen schimmernd, die an ein Matschloch vor dem städtischen Industriegebiet erinnern. Man sieht noch kleine, goldene Maiskörner der letzten Mahlzeit und herausstehende Schamhaare, die verschluckt wurden, als der Ersteller dieses Haufens letzte Nacht deine Freundin vernascht hat. So einen Haufen wie diesen sieht man nicht alle Tage. Er ist das Produkt jahrelanger, schlechter Ernährung, einem ausgiebigen Mittagessen und überaus starkem Mischkonsum aus Bier und chemischen Drogen.

Dieser Scheißhaufen war HPZ-49, und ich war live dabei, als er die Rotorblätter des Ventilators traf, welchen wir Existenz nannten.

Ich stand wie immer hinter der Theke und mischte unseren Selbstgebrannten unter die Getränke der Gäste, als ein eintreffender Junggesellenabschied meinen genervten Blick auf den Fernseher streifen ließ, der an der Decke montiert war. Als diese Horde hormongetriebener Affen immer lauter das längst zum Untergang bestimmte Konzept von Monogamie feierte, stellte ich langsam den Lautstärkereglern der kleinen Glotze höher, bis die gesamte Bar verstummte und mit mir auf die gerade laufende Nachrichtensendung blickte.

Der aufgelöste Reporter, der im Bild zu sehen war, stand vor einer Stadt aus weißen Quarantänezelten. Er berichtet zunehmend besorgt über einen tödlichen Virus, der seine Bahn aus England durch Europa zog und in Deutschland Teile der Bevölkerung dahinraffte. Die Menschen wurden angewiesen Zuhause zu bleiben und Masken zu tragen, wenn sie die Öffentlichkeit betraten. „Diese verdammten Engländer“ dachte ich noch und hörte, wie sich die ersten Trottler über die Maßnahmen der Bundesregierung lustig machten. Sie hatten ja keine Ahnung, dass dies der Anfang von einem ziemlich grausamen Ende sein sollte.

In den folgenden Wochen sollte nichts bleiben, wie es einst war.

Die Gäste wurden immer weniger und die Straßen immer verlassenener.

Als der Besitzer unserer Kneipe das Land verließ, beschlossen wir standrechtlich das Haus zu besetzen. Wir rissen den DDR-Banner Herunter und sprühten über die Eingangstür „Bunker“, was der neue Name unseres Lokals darstellen sollte. Boris besorgte uns zwei verranzte aber zuverlässige Schrotflinten und wir nahmen den Betrieb unter der Hand wieder auf. Ab diesem Zeitpunkt waren unsere Gäste keine Junkies oder Verbrecher mehr. Es waren stinknormale Leute, die alles dafür tun würden, um zu vergessen, was ihnen geschehen war. Die meisten hatten Angehörige an das Virus verloren, andere ihre Existenz und ihr Zuhause an Feuer oder Plünderungen. Die einzige Konstante, die immer für diese Mensch da zu sein schien, war der Rausch und wir gaben unser verdammt nochmal Bestes, um ihnen diesen zu geben!

Es ist egal, was wir denken oder glauben zu wissen.

Alles was zählt ist das Geschäft! ~Boris

Dritter Teil

Die düsteren und gefährlichen Tage zogen ins Land und die Lage in Berlin wurde immer angespannter. Als die Regierung in der letzten Fernsehsendung, die ich in meinem Leben sehen sollte, verkündete, dass es von nun an keinen mehr geben würde, der regiert, schlich sich mir ein mulmiges und zugleich warmes Gefühl an. Der Sprecher, der in der Glotze zu sehen war, sagte dies alles auf so eine sarkastische und gehässige Weise, dass ich ihm im ersten Moment nicht einmal Glauben schenkte. Er hätte ebenso gut sagen können: „Das war's Ihr Wichser. War schön, Euch gekannt zu haben“.

Mit einem Lächeln und tosendem Applaus geht die Welt zu Grunde.

Die Leute starben wie die Fliegen. Ich redete auf Boris ein, wir sollten den Laden schließen, aber er wollte nicht. Während ich nur mit Gasmaske bediente und die Gäste sogar manchmal auf ihren Stühlen starben, als würden sie betrunken einschlafen, setzte er sich zu den Menschen und tat, was nur wenige in diesen Zeiten taten: er hörte ihnen zu.

Wie ein Pfarrer im Auftrag des Teufels saß er neben denen, deren Schicksal schon längst besiegelt war und als es im Hinterzimmer des Bunkers laut hustete, wusste ich, dass auch seine Tage gezählt waren. Ich verbarrikadierte die Bar und setzte die letzten Gäste vor die Tür, um in Boris' letzten Stunden bei ihm sein zu können. Doch als ich meine Arbeit beendet hatte und mit einer Flasche des besten Whiskys, den wir da hatten, in das kleine Schlafzimmer lief in dem er lag, atmete er schon nicht mehr.

Ich sah endlich ein, dass ich auf verbrannter Erde stand. Boris' Tod gab mir den Arschtritt, den ich gebraucht habe, um diese Stadt zu verlassen. In Gedanken versunken begab ich mich wieder ins Schlafzimmer, wo mein alter Freund kalt auf dem Bett lag. Ich schob einen kleinen Nachttisch in die Mitte des Zimmers, stellte ein paar Kerzen darauf und platzierte in der Mitte des Tisches eine Flasche pures Methanol, sodass niemand, der das Zimmer betrat, sie übersehen kann.

Seine Schrotflinte lud ich mit einem Schuss und lehnte sie neben sein Bett. Als ich alles erledigt hatte und zufrieden mit seiner letzten Ruhestätte war, verschloss und vernagelte ich die Tür und sprühte eine deutliche Warnung darauf: „Hier ruht Boris! Legende Berlins. Dich soll der Blitz beim Scheißen treffen, wenn du seine Ruhe störst" Als ich langsam meine Sachen zusammen packte, musste ich bei dem Gedanken schmunzeln, dass irgendwann jemand das Grab plündern, die Flache stehlen, sie trinken und auf ewig erblinden würde. Diesen Jemand soll der schreckliche Fluch des Großstadtpharaonen treffen!

Meine Tasche hatte ich nun gepackt. Alles, was ich für wichtig erachtete, trug ich am Mann. Eine Machete, Gasmasken und meine Schrotflinte sollten nun meine ewigen Begleiter sein. Ich verließ die Bar und lief Richtung Westen aus der Stadt.

„In den letzten Stunden dieser Welt stehe ich auf, und gebe der super Menschenrasse noch 'nen herzlichen Applaus!“ ~Gonzo

Letzter Teil

So begann ich nun meinen Trip durch das Ödland der ehemaligen Republik und stolperte von einem Tag in den anderen. Ich raubte, plünderte und tötete, ohne, auch nur einmal zurück zu blicken. Ich zog eine Schneise des Wahnsinns hinter mir her. Eine Spur aus leeren Flaschen und Zigarettenstummeln hätten jeden zu mir geführt, der mich für meine Taten hätte zur Rechenschaft ziehen wollen, doch niemand kam. Wer würde meinen hemmungslosen Amoklauf aufhalten? Würde es etwas geben, was mir wieder einen Grund gibt, mich auf den Boden der Tatsachen zu setzen?

Doch eines Abends sah ich ein Licht am Horizont. Ein sanftes Schimmern so klein und unauffällig, dass ich ihm erst kaum Bedeutung zuordnete, doch als ich versuchte zu schlafen war es, als würde ich Musik in der Ferne hören. Schnell packte ich alles zusammen und lief in Richtung des Lichts. Schon auf Beute aus drückte ich den Griff meiner Machete in den Händen hin und her - doch so einfach sollte es nicht werden.

Ich passierte die Grenze einer Stadt, einer echten, lebendigen Stadt!

Fasziniert schlenderte ich durch die Straße von den Blicken der Einheimischen verfolgt und als Fremder abgestempelt. Mein Weg kreuzte einen uninteressanten Typen Mitte 30, den das Leben schon lange zurückgelassen hatte. Doch, um mir meine Fragen zu beantworten, reichte er aus. Auf die Frage, wo ich etwas zu Trinken her bekommen könne, gab er mir eine unpräzise Wegbeschreibung, die mich genauso gut ans Ende der Welt hätte führen können und den Hinweis darauf, dass ich ohne Geld wohl nichts bekommen würde.

Ich brach in heiteres Gelächter aus. Zu ironisch schien es mir, dass das Einzige, was von der alten Welt überlebt hat, ihr größter Fluch ist. Ein gnadenloser Dämon, der alles Böse und all die Gier im Menschen hervorbringt. Der Kapitalismus hatte seinen Weg in die Postapokalypse gefunden und niemanden schien es zu stören. Versteht mich nicht falsch: ich war einer der Letzten, der sich über dieses System beschweren würde. Für Menschen wie mich bietet ein Wirtschaftskonzept wie dieses in jedem Augenblick eine Möglichkeit, sich zu bereichern. Für alle die, die sich nicht zu schade sind, zuzugreifen, ist der Kapitalismus das Paradies.

Von dem Gedanken des schnellen Geldes berauscht stoß ich die Tür der örtlichen Kneipe auf, die einem bunten Haufen namens „Paltrys“ gehörte. Ich nahm einen tiefen Zug der verrauchten Luft und ein Gefühl von Heimat überfiel mich. Schnurstracks und ohne Blickkontakt mit den anderen Menschen im Raum aufzubauen, ging ich zur Bar und setzte mich auf den einzigen freien Hocker, der dort stand. Hinter der Theke stand ein schwächlicher Junge mit zotteliger Mähne, aus der man die Flöhe schon von weitem Pläne schmieden hörte. Ich starrte ihn an und legte einen Goldzahn auf den Tisch, der mir vor einigen Wochen bei einer kleineren Auseinandersetzung zugeflogen kam. Mit ruhiger Stimme befahl ich ihm, mir ein Glas zu geben, und es nicht leer werden zu lassen, bis ich auf meinem Zahnfleisch aus der Kaschemme krieche.

Der Junge zögerte nicht und serviert mir seiner Meinung nach seinen besten Schnaps! Ich nahm einen großen Schluck und es lief mir eiskalt den Rücken herunter.

Noch nie hatte ich so eine Vergewaltigung von Alkohol vorgesetzt bekommen. Wenn es einen Gott gibt, so war dies wohl die Strafe für all meine Sünden. Ich spuckte den ganzen Schluck wieder aus und verteilte den Rest vom Glas überall im Raum. Ich schrie: „Willst Du mich vergiften? Das nennst Du Deinen besten Schnaps. Du Amateur!“. In meinem Rücken hörte ich aus allen Richtungen ein metallisches Klicken. Die Hyänen fletschten ihre Zähne, wetzten ihre Messer und luden ihre Waffen. Und das alles nur, weil ich mich traute auszusprechen, was eh schon alle dachten!

Ich drehte mich um und blickte direkt auf einen großen Typen, der einen Rabenhelm trug und eine Art Kampfstab auf mich richtete. Er hätte genauso gut der Erlöser einer satanistischen Jugendsekte sein können, oder eine aus einem Lovecraft Roman gesprungene Vogelscheuche. Doch augenscheinlich war er der Anführer dieses Rudels wilder Tiere, welches wohl kein Problem damit hatte, sich mit Spiritus zu besaufen.

Er baute sich vor mir auf und erhob seine durch die Maske gedämpfte Stimme.

„Du machst also unseren Schnaps schlecht? Wenn Du Dich so gut damit auskennst, dann mach's doch besser!“ drang es aus der Maske hervor.

Gegen aller Erwartungen der Horde in seinem Rücken, die sich schon darauf freute, mich umzulegen, nahm ich das Angebot an und machte es besser!

Geschrieben von Reineke, über den Charakter "Gonzo"